

11

Forschende Frauen
in Bamberg



Kolloquium *Forschende Frauen*
2019

Beiträge Bamberger Nachwuchswissenschaftlerinnen

hg. von Astrid Schütz, Renata Szczepaniak und Mona Hess



University
of Bamberg
Press

11 Forschende Frauen in Bamberg

Forschende Frauen in Bamberg

hg. von den Universitätsfrauenbeauftragten
der Otto-Friedrich-Universität Bamberg

Band 11

Kolloquium *Forschende Frauen* 2019

Beiträge Bamberger Nachwuchswissenschaftlerinnen

hg. von Astrid Schütz, Renata Szczepaniak und Mona Hess

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Informationen sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de/> abrufbar.

Dieses Werk ist als freie Onlineversion über das Forschungsinformationssystem (FIS; <https://fis.uni-bamberg.de>) der Universität Bamberg erreichbar. Das Werk – ausgenommen Cover und Zitate – steht unter der CC-Lizenz CCBY.



Lizenzvertrag: Creative Commons Namensnennung 4.0
<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0>.

Umschlaggestaltung: University of Bamberg Press
Lektorat: Alena Stephan
Layout: Alena Stephan

© University of Bamberg Press, Bamberg 2020
<http://www.uni-bamberg.de/ubp/>

ISSN: 1867-4852
eISBN: 978-3-86309-708-0 (Online-Ausgabe)
URN: urn:nbn:de:bvb:473-irb-470395
DOI: <http://dx.doi.org/10.20378/irb-47039>

Inhalt

Vorwort

Caroline Kreutzer

Die Darstellung der Lucretia bei Livius – zwischen patriarchalischer Gesellschaft und persönlicher Macht.....9

Lisa Dücker

Großschreibung von Personenbezeichnungen in Hexenverhörprotokollen – eine Analyse von Gender, Lemma und Rolle im Gerichtsprozess.....31

Kerstin-Anja Münsterlein

Trauma in the poetry of the Great War: Vera Brittain and the language of gender equality.....51

Sophie Stackmann und Svenja Hönig

[W]Ort der lebendigen Geschichte. Die sprachliche Produktion von Erbe am Beispiel des POLIN Museums in Warschau.....73

Theresa Körner und Sophie Winkler

Typologie deutscher Twitter-Bots im Journalismus. Eine explorative Studie.....103

Vera Katzenberger und Ina von der Wense

Zwischen Fakten und Fiktion: Framing in der Berichterstattung über Claas Relotius' Fälschungen.....133

Eleonore Schmitt

„Lange dachte man, das deutsche Problem sei ein besonders hoher Anteil kinderloser Frauen“ – Eine korpusbasierte Analyse der Verwendungskontexte des Adjektivs kinderlos.....151

Vorwort

Die Beiträge dieses Sammelbandes reichen von der mythischen Frühzeit Roms über Hexenverhörprotokolle des 16. und 17. Jahrhunderts bis hin zu journalistischen Twitter-Bots. Was alle vereint? Sie zeigen auf, dass gesellschaftlicher Wandel Sprache verändert und Sprache gleichzeitig die Macht hat, Gesellschaft zu verändern, das Bewusstsein von Menschen zu schärfen, für Themen zu sensibilisieren oder auch von Missständen abzulenken. Wer Macht hat, kann Sprache nutzen, um noch mächtiger zu werden. „sprache macht gesellschaft“ lautete daher der Titel des Forschungskolloquiums „FORSCHende FRAUEN 2019“, in dessen Rahmen dieser Sammelband publiziert wird.

Bereits seit elf Jahren bietet das Kolloquium – initiiert von den Universitätsfrauenbeauftragten der Universität Bamberg – jungen Wissenschaftlerinnen die Chance, ihre Forschungsprojekte fachübergreifend einem breiten Publikum vorzustellen, Vortragspraxis zu sammeln, sich zu vernetzen und Forschungsergebnisse zu veröffentlichen. Einerseits können die Forscherinnen somit wichtige Erfahrungen sammeln, die für eine spätere wissenschaftliche Karriere förderlich sind. Andererseits werden mit dem Kolloquium die Diversität der Forschungsarbeiten und das Potential der Bamberger Nachwuchswissenschaftlerinnen in den Fokus gerückt. Dies sichtbar zu machen und zu fördern war und ist ein wichtiges Anliegen der Universitätsfrauenbeauftragten.

Im ersten Beitrag des diesjährigen Bandes „Die Darstellung der Lucretia bei Livius – zwischen patriarchalischer Gesellschaft und persönlicher Macht“ setzt sich Caroline Kreuzer mit der Figur der Lucretia auseinander. Lucretia galt in der römischen Literatur als herausragendes Beispiel weiblicher Keuschheit und Reinheit und konnte der Gesellschaft immer wieder als Spiegel vorgehalten werden. Mittels einer philologischen und strukturellen Untersuchung der livianischen Textpassage verfolgt die Autorin das Ziel, die auffällige Dominanz der Frau aufzuzeigen, die durch eine fulminante und pathetische Rede als aktiv handelnde Person

hervortritt und sich über die allgegenwärtige männliche Vormacht hinwegzusetzen vermag.

Welche Besonderheiten lassen sich hinsichtlich der Großschreibung von Personenbezeichnungen in deutschen Hexenverhörprotokollen des 16. und 17. Jahrhunderts feststellen? Dieser Frage widmet sich Lisa Dücker. In ihrem Aufsatz „Großschreibung von Personenbezeichnungen in Hexenverhörprotokollen – eine Analyse von Gender, Lemma und Rolle im Gerichtsprozess“ gelingt es der Autorin, aufzuzeigen, dass Frauen einer evaluativen Kleinschreibung ausgesetzt sind, während die Großschreibung der Männerbezeichnungen im gleichen Zeitraum bereits weitgehend durchgesetzt ist.

"Trauma in the poetry of the Great War: Vera Brittain and the language of gender equality" präsentiert eine Analyse der Sprache des Traumas in der Frauenliteratur des Ersten Weltkriegs am Beispiel von Vera Brittain's Dichtung. Dr. Kerstin-Anja Münderlein vergleicht in diesem Essay die poetische Sprache mehrerer Gedichte aus Großbritannien und die Darstellung des literarischen Traumas darin mit mehreren Gedichten Siegfried Sassoons. Insbesondere die Traumata von Müdigkeit, Überlebensschuld und Anpassungsunfähigkeit werden in Brittain und Sasson gegenübergestellt. Die Anglistin argumentiert, dass sich trotz der unterschiedlichen Kriegserfahrungen von Männern und Frauen die Sprache des Traumas, die in der Frauenliteratur zu finden ist, nicht von derjenigen in der Männerliteratur unterscheidet.

Der Beitrag „[W]Ort der lebendigen Geschichte. Die sprachliche Produktion von Erbe am Beispiel des POLIN-Museums in Warschau“ behandelt einerseits die Darstellung von Erbe im POLIN-Museum in Warschau und andererseits bauliche Überreste jüdischen Lebens in der polnischen Hauptstadt. Aus einer Analyse dieser unterschiedlichen Voraussetzungen im Museum und im Stadtraum ziehen die beiden Autorinnen Svenja Hönig und Sophie Stackmann Erkenntnisse zu verschiedenen Zugängen zum Erbe.

Vera Katzenberger und Ina von der Wense beschäftigen sich in ihrem gemeinsamen Aufsatz mit dem Fall des Spiegel-Journalisten Claas Relotius, der über mehrere Jahre hinweg Protagonisten seiner Reportagen frei erfunden, Handlungen gefälscht und Dialoge sowie Zitate manipuliert hatte. „Zwischen Fakten und Fiktion: Framing in der Berichterstattung über Claas Relotius‘ Fälschungen“ wirft einen Blick auf die Berichterstattung deutschsprachiger Print- und Onlinemedien nach Bekanntwerden der Fälschungen. Die Kommunikationswissenschaftlerinnen stellen die Frage, inwiefern Frames, also mediale Selektions- und Interpretationsmuster, den Diskurs dominierten, in den Mittelpunkt. Die Autorinnen stellen dar, wie die Fälschungen eine selbstkritische Diskussion in den Medien auslösten, wobei die Berichterstattung einen hohen Stellenwert in den jeweiligen Publikationen einnahm, wie die Ergebnisse im Hinblick auf Ressortzuordnung, Darstellungsformen und Verfasser_innen der Beiträge unterstrichen.

Auch Thersa Körner und Sophie Winkler widmen sich dem Thema „sprache macht gesellschaft“ aus kommunikationswissenschaftlicher Perspektive. Mit ihrem Essay „Typologie deutscher Twitter-Bots im Journalismus. Eine explorative Studie.“ liefern die Verfasserinnen erste Erkenntnisse über diese Bots im Journalismus. Mittels qualitativer Inhaltsanalyse werden wesentliche Merkmale sowie erste Unterschiede von Bots herausgearbeitet. Daraus ergibt sich ein Typologisierungsschema, welches auch in Folgestudien zur Kategorisierung und Analyse von Twitter-Bots Anwendung finden kann.

In welchen Kontexten findet das Adjektiv kinderlos Anwendung? Diese Forschungsfrage liegt der Studie „Lange dachte man, das deutsche Problem sei ein besonders hoher Anteil kinderloser Frauen.“ Eine korpusbasierte Analyse der Verwendungskontexte des Adjektivs kinderlos.“ zugrunde. Eleonore Schmitt zeigt hier, dass sich der Diskurs um Kinderlosigkeit vorrangig um kinderlose Frauen dreht, während Kinderlosigkeit bei Männern allenfalls in Bezug auf die Erbfolge thematisiert wird. Kinderlosigkeit wird bei Frauen oft in Bezug zu Bildung und Karriere gesetzt,

was nicht in Bezug auf Männer geschieht. Zudem werden kinderlose Frauen – anders als kinderlose Männer – als Abweichung konstruiert und sie erscheinen als (problematische) statistische Entität im Diskurs. Die Untersuchung der Sprachwissenschaftlerin bestätigt schließlich die soziologische Forschung, nach der Weiblichkeit mit Mutterschaft gleichgesetzt wird.

Wir danken an dieser Stelle allen, die an der Realisierung des Bandes beteiligt waren – insbesondere den Autorinnen für die gelungenen Beiträge.

Die Universitätsfrauenbeauftragten

Die Darstellung der Lucretia bei Livius – zwischen patriarchalischer Gesellschaft und persönlicher Macht

Von Caroline Kreuzer

1 Vorhaben

Lucretia, eine bedeutende Frauenfigur der mythischen Frühzeit Roms (um 509 v. Chr.) erlangte als Sinnbild von weiblicher Keuschheit und Treue, die sie nach der Schändung ihres Körpers und die Beschmutzung ihrer Ehre durch einen tragischen Suizid zu bewahren suchte, große Berühmtheit und inspirierte nicht nur spätere Schriftsteller wie Shakespeare, sondern auch unzählige Künstler aller Epochen.¹ Ihre Schändung durch den Sohn des römischen Königs und ihre Selbsttötung als einzigem Ausweg führte zur Beendigung der tyrannischen Königsherrschaft und zur Errichtung der römischen Republik, die nun für knapp 500 Jahre Bestand haben sollte. Bereits in ihrem Suizid und dem daraus folgenden politischen Umsturz wird der Lucretia-Figur eine zentrale Bedeutung in der Geschichte Roms beigemessen und Lucretia galt in der römischen Literatur als herausragendes Beispiel weiblicher Keuschheit und Reinheit, die der Gesellschaft immer wieder als Spiegel vorgehalten werden konnte. Zu den eindrucksvollsten Überlieferungen der Lucretia-Erzählung gehören die Darstellungen des bedeutenden Historikers Livius, der zu Zeiten des Augustus in der Mitte des ersten Jahrhunderts v. Chr. tätig war. Livius' „Schilderung bildet wohl die Grundlage für die Entstehung

¹ Prescendi, Weiblichkeitsideale in der römischen Welt, S. 217; Hartmann, Lucretia – Weibliche Tugend im Gründungsmythos der römischen Republik, S. 114. Vgl. Galinsky, Lucretia-Stoff; Jed, Chaste Thinking; Donaldson, Rapes; Matthes, Rape of Lucretia; Kowalewski, Frauengestalten im Geschichtswerk des Titus Livius.

des Mythos und für sein Überdauern in den folgenden Jahrhunderten“² und kann somit als Begründer des tradierten Lucretia-Bildes gesehen werden. Seine Darstellungen stechen nicht nur durch die bemerkenswerte Länge, sondern vor allem durch die Charakterisierung Lucretias und der männlichen Protagonisten sowie deren Rollenverteilung hervor. Ziel des Aufsatzes ist, mittels einer philologischen und strukturellen Untersuchung der livianischen Textpassage die auffällige Dominanz der Frau aufzuzeigen, die durch eine fulminante und pathetische Rede als aktiv handelnde Person hervortritt und sich über die allgegenwärtige männliche Vormacht hinwegzusetzen vermag. Der Fokus soll besonders auf der Verwendung von Reden in den einzelnen Szenen liegen, die einen Einblick in die auffällige Personenkonstellation der Erzählung bieten. Lucretia stellt besonders in der Sterbeszene die herausragende Figur dar, die die männlichen Protagonisten in den Hintergrund der Darstellung rückt. Die Besonderheit ihres aktiven Auftretens bestätigt sich durch einen Vergleich mit einer weiteren Episode aus dem Geschichtswerk des Livius: Die Geschichte des jungen Mädchens Verginia, die von Livius selbst als „Schicksalsgefährtin“ der Lucretia bezeichnet wird.³ Vor allem durch die zu ermittelnden Unterschiede der beiden Passagen kann gezeigt werden, dass die Geschichte der Verginia nicht nur eine Parallelerzählung ist, sondern auch gleichzeitig als deren Gegensatz fungiert. Dieser wiederum beruht vornehmlich auf dem gegenteiligen Rollenverhältnis zwischen den Geschlechtern der beiden Episoden. Während die junge Verginia gänzlich dem patriarchalen System unterworfen ist, gelingt es Lucretia, sich durch persönliche Macht und männliches Verhalten darüber hinwegzusetzen.

² Hofmann, Suizid in der Spätantike, S. 105, Anm. 344. Gewiss fand die Legende um Lucretia bereits vor Livius Erwähnung und war Teil des Geschichtswissens eines gebildeten Römers (u.a. Cic. rep. 2,46; leg. 2,10; fin. 2,66; 5,64), trat aber erst durch dessen Darstellungen als nachahmenswertes *exemplum* hervor. Vgl. Prescendi, S. 217-218; Greschat, Lucretia Sp. 597.

³ Liv. 3,44,1.

2 Die Darstellung der Lucretia bei Livius (57,1-60,3)

2.1 Die Figurenkonstellationen in der Lucretia-Episode bei Livius

Innerhalb des Berichts über den letzten römischen König Tarquinius Superbus und dessen Vertreibung stellt die Lucretia-Episode eine in sich geschlossene Einzelerzählung dar, die einen dramatischen Aufbau besitzt und mit kunstvoll narrativen Techniken ausgeschmückt ist. Die Passage lässt sich zunächst in drei größere, gleich lange Abschnitte einteilen, die von einer kurzen Einleitung (Liv. 57,1-2) und den politischen Konsequenzen der Geschehnisse (Liv. 59,3-60,3) eingerahmt werden. Der Hauptteil besteht aus einer Frauenprobe der Tarquinier (Liv. 57,6-10), der Vergewaltigung Lucretias durch Sextus Tarquinius (Liv. 57,10-58,5) und schließlich aus Lucretias Geständnis und Suizid (Liv. 58,5-59,2). Abgeschlossen wird die Schilderung mit der Vertreibung der tarquinischen Könige und der Errichtung der *res publica* in Rom (Liv. 59,3-60,3).

Zu Beginn der Erzählung nimmt der Leser Anteil an einem Gelage der Söhne und Verwandten des Königs, das bei der Belagerung der Stadt Ardea stattfindet. Auch Lucius Tarquinius Collatinus, Ehemann Lucretias und entfernter Verwandter der königlichen Familie, ist anwesend. Die Männer kommen dabei zufällig auf ihre Ehefrauen zu sprechen, jeder der Anwesenden prahlt mit seiner eigenen Frau in außerordentlichem Maße. Der ‚Frauenwettstreit‘ wird nun auf die Spitze getrieben, als Collatinus, von der Vorbildlichkeit seiner Frau überzeugt, den Vorschlag bringt, sich von den Qualitäten der Frauen selbst zu überzeugen. Von Alkohol und Wetteifer angefeuert reiten die Männer zunächst nach Rom zu den Frauen der Königsfamilie, die sich in Anlehnung an ihre Männer bei einem Gelage vergnügen.⁴ In völligem Kontrast zu dieser Szene finden die

⁴ Livius schenkt allerdings der unterschiedlichen Herkunft der Frauen keinerlei Beachtung. Das Verhalten der tarquinischen Frauen, die aus dem Geschlecht der Etrusker stammten, wird nach römischem Maßstab bewertet. Während in der Welt der Etrusker ein durchaus matriarchalisches geprägtes System vorherrschte, in dem den Frauen größere Freiheiten gewährt wurden und auch der Konsum von Alkohol durchaus erlaubt war, war der Verzehr derartiger Genussmittel im römischen Denken für Frauen verpönt. Vgl. Geldner, *Lucretia und Verginia*, S. 66; Hartmann, S. 121.

Männer nun Lucretia vor, die sich als beispielhafte Matrone inmitten ihrer Mägde um die Wollarbeit kümmert. Mit der Erfüllung des Topos der weiblichen Tugenden kann Lucretia die konkurrierenden Frauen überwinden, sodass sie und ihr Ehemann Collatinus als Sieger der Frauenprobe hervorgehen und die Männer zum Gastmahl einladen.⁵ Mit ihrer Unschuld, Schönheit und dem Gebaren der tüchtigen Matrone weckt Lucretia das Verlangen des Sextus Tarquinius.⁶

Im Mittelpunkt der darauffolgenden Szene (Liv. 1,58,2-5) stehen Sextus Tarquinius und dessen Begierde nach der keuschen, pflichtbewussten Lucretia. Er begibt sich erneut nach Collatia und wird von der Hausherrin gastfreundlich empfangen. In der Nacht sucht er das Schlafgemach Lucretias auf und versucht zunächst vergebens, die dort Ruhende zu verführen. Schließlich bedroht er sie mit Tod und Schande, wobei der Begriff *dedecus* (‚Schande‘) zum entscheidenden Begriff und Druckmittel wird, das die entscheidende Wendung der Geschehnisse einleitet und Lucretias Widerstand bricht. Somit überwindet die Begierde des Mannes die beharrliche Sittsamkeit der Frau. Danach kehrt Sextus ins Lager zurück und lässt Lucretia allein zurück, die nach ihrem Vater Lucretius und dem Ehemann mit der Bitte schickt, sich möglichst bald mit einem Vertrauten zu Lucretia zu begeben. Nun liegt die volle Aufmerksamkeit der Erzählung

⁵ Liv. 1,57,8-10: *Incaluerant vino; „Age sane!“ omnes; citatis equis avolant Romam. Quo cum primis se intendentibus tenebris pervenissent, pergunt inde Collatiam, ubi Lucretiam haudquaquam ut regias nurus, quas in convivio lusuque cum aequalibus viderant tempus terentes, sed nocte sera deditam lanae inter lucubrantes ancillas in medio aedium sedentem inveniunt. Muliebris certaminis laus penes Lucretiam fuit. Adveniens vir Tarquinique excepti benigne; victor maritus comiter invitat regios iuvenes. Ibi Sex. Tarquinius mala libido Lucretiae per vim stuprandae capit; cum forma tum spectata castitas incitat.* (Übers. Hillen: Sie waren vom Wein erhitzt. „Nichts wie los!“, riefen alle, und im Galopp sprengten sie nach Rom. Als die dort eintrafen, brach bereits die Dunkelheit herein; sie ritten dann noch weiter nach Collatia, wo sie Lucretia keineswegs so vorfanden wie die Schwiegertöchter des Königs – diese hatten sie angetroffen, wie sie sich bei Gelage und Spiel mit Gleichaltrigen die Zeit vertrieben – sondern sie saß noch spät in der Nacht, mit der Wolle beschäftigt, im Inneren des Hauses unter ihren bei Lampenlicht arbeitenden Mägden. Im Streit um die Frauen trug Lucretia den Preis davon. Der heimkommende Mann und die Tarquinier wurden freundlich empfangen; der Ehemann lud als Sieger in aufgeräumter Stimmung die Königssöhne ein. Hier ergriff Sex. Tarquinius das böse Verlangen, Lucretia Gewalt anzutun. Ihn reizte ihre Schönheit, aber mehr noch ihre erwiesene Sittsamkeit.).

⁶ Prescendi, S. 219-220; Greschat, Sp. 598. Vgl. Boëls-Janssen, *La vie religieuse*.

bei der geschändeten Frau, die in tiefer Trauer die Männer in ihrem Schlafgemach erwartet. Die entscheidende Szene, in der Lucretia von der passiven zur aktiven Protagonistin wird, beschreibt Livius in 1,58,6-12:

„Sp. Lucretius kam mit P. Valerius, einem Sohn des Volesius, Collatinus mit L. Junius Brutus, mit dem er gerade auf dem Rückweg nach Rom gewesen war, als der Bote seiner Frau ihn traf. Sie fanden Lucretia in tiefer Trauer in ihrem Schlafzimmer sitzen. Beim Eintreffen der Ihren kamen ihr die Tränen, und als ihr Mann sie fragte: „Ist alles gut?“, gab sie zur Antwort: „Keineswegs! Denn wie kann es gut bestellt sein um eine Frau, die ihre Ehre verloren hat. Du findest die Spuren eines fremden Mannes in deinem Bett, Collatinus. Aber nur mein Leib ist befleckt, mein Herz ist frei von Schuld; mein Tod wird es beweisen. Doch versprecht mir in die Hand, dass der Ehebrecher nicht ungestraft davonkommt. Es ist Sex. Tarquinius, der, aus einem Gastfreund zum Feind geworden, sich letzte Nacht bewaffnet mit Gewalt hier einen Genuss verschafft hat, der mir und – wenn ihr Männer seid – auch ihm Verderben bringen wird.“ Der Reihe nach gaben alle ihr Wort. Sie trösteten die Tiefbekümmerte, indem sie die Schuld von ihr, die gezwungen worden war, auf den abwälzten, der das Versprechen begangen hatte: der Geist sündige, nicht der Leib, und wo es keine Absicht gegeben habe, da gebe es auch keine Schuld. „Seht ihr zu“, sagte sie, „was jener verdient. Ich kann mich zwar von der Sünde freisprechen, der Strafe aber will ich mich nicht entziehen; und es soll künftig keine Frau, die ihre Ehren verloren hat, unter Berufung auf Lucretia weiterleben.“ Damit stieß sie sich

ein Messer, das sie unter ihrem Kleid verborgen hatte, ins Herz, sank über der Wunde zusammen und fiel sterbend zu Boden.“⁷

Mit diesem letzten Satz wird die Lucretia-Episode abgeschlossen und in den anschließenden Kapiteln 59-60 beschreibt Livius die Ereignisse nach Lucretias Tod, nämlich die Vertreibung der römischen Könige. Die Leiche Lucretias fungiert dabei als auslösendes Moment für die Revolution und der bluttriefende Dolch als Symbol der Rache. Die Sühne für die Vergewaltigung und den Tod ist schließlich mit dem späteren Tod des Sextus Tarquinius im Exil endgültig vollzogen. Der Angehörige Lucretias Lucius Iunius Brutus und ihr Ehemann Lucius Tarquinius Collatinus werden zu den ersten Konsuln ernannt.

Das Kernstück der Lucretia-Episode kann in vier Abschnitte gegliedert werden: Frauenwette und Besuch in Collatia, Vergewaltigung, Suizid, Vertreibung der Könige. Dabei ist jede Szene von einer Person bestimmt, die dadurch hervorgehoben wird, dass ihr eine Rede in den Mund gelegt wird, die in direkter Form (*oratio recta*) wiedergegeben ist.⁸ Jeder Sprecher stellt somit in der jeweiligen Szene die zentrale Figur dar, wohingegen die anderen Personen in den Hintergrund gerückt werden, indem sie entweder in indirekter Rede oder gar nicht sprechen und dadurch eine Nebenrolle einnehmen. Im ersten Abschnitt hat Collatinus mit der

⁷ Liv. 1,58,6-12: Sp. Lucretius cum P. Valerio, Volesi filio, Collatinus cum L. Iunio Bruto venit, cum quo forte Romam rediens ab nuntio uxoris erat conventus. Lucretiam sedentem maestam in cubiculo inveniunt. Adventu suorum lacrimae obortae quaerentique viro „Satin salve?“ „Minime“ inquit; „quid enim salvi est mulieri amissa pudicitia? Vestigia viri alieni, Collatine, in lecto sunt tuo; ceterum corpus est tantum violatum, animus insons; mors testis erit. Sed date dexteras fidemque haud impune adultero fore. Sex. est Tarquinius, qui hostis pro hospite priore nocte vi armatus mihi sibique, si vos viri estis, pestiferum hinc abstulit gaudium.“ Dant ordine omnes fidem; consolantur aegram animi avertendo noxam ab coacta in auctorem delicti: mentem peccare, non corpus, et unde consilium afuerit, culpam abesse. „Vos“ inquit „videritis, quid illi debeatur; ego me etsi peccato absolvo, supplicio non libero; nec ulla deinde impudica Lucretiae exemplo vivet.“ Cultrum, quem sub veste abditum habebat, eum in corde defigit prolapsaque in vulnus moribunda cecidit. Conclamat vir patetque.

⁸ Treptow, Die Kunst der Reden, S. 40-46. Vgl. Geldner, S. 60.

Aufforderung zum Beweis der Frauenwette die zentrale Position inne.⁹ Sextus Tarquinius tritt in der folgenden Passage in den Vordergrund, als er Lucretia in ihrem Schlafgemach aufsucht. Während er sie unmittelbar anspricht und sie bedroht, bleibt Lucretia vollkommen still und passives Opfer.¹⁰ Dieses Verhalten steht schließlich in starkem Gegensatz zu der Szene am folgenden Tag, als Lucretia ihre Verwandten zu sich bittet. Durch ihre direkte und entschlossene Rede wird sie in den Vordergrund gerückt.¹¹ In der letzten Passage wird der spätere Konsul Brutus zur zentralen Figur, indem er zur Revolte gegen das Königtum aufruft.¹²

Bei dieser Grundbeobachtung lohnt ein genauerer Blick in die dritte Szene, in der Livius Lucretia sprechen lässt und die *matrona* zum Mittelpunkt der Einzelerzählung stilisiert. Sie tritt mit einer langen und pathetischen Rede in den Vordergrund der Szene, die Männer hingegen reagieren kollektiv und passiv. Damit verleiht Livius der gesamten Passage

⁹ Liv. 1,56,7: Inde certamine accenso Collatinus negat verbis opus esse, paucis id quidem horis posse sciri, quantum ceteris praestet Lucretia sua. „Quin, si vigor iuventae inest, conscendimus equos invisimusque praesentes nostrarum ingenia? Id cuique spectatissimum sit, quod necopinato viri adventu occurrerit oculis.“ (Übers. Hillen: Daraus entbrannte Streit, und Collatinus erklärte, es bedürfe keiner Worte; in wenigen Stunden könne man wissen, wie sehr seien Lucretia die anderen übertreffe. „Wenn das Feuer der Jugend in uns ist“, sagte er, „warum schwingen wir uns dann nicht auf die Pferde und sehen uns persönlich an, wie unsere Frauen sind? Als das sicherste Zeichen dürfte für jeden gelten, was es zu sehen gibt, wenn der Mann unerwartet auftaucht.“).

¹⁰ Liv. 1,58,2: [...] stricto gladio ad dormientem Lucretiam venit sinistraque manu mulieris pectore oppresso „Tace, Lucretia“ inquit; „Sex. Tarquinius sum; ferrum in manu est; moriere, si emiseric vocem.“ (Übers. Hillen: er [...] drückte die Frau mit der linken Hand aufs Bett und sagte: „Still, Lucretia! Ich bin es, Sex. Tarquinius. Ich habe eine Waffe in der Hand. Du stirbst, wenn du einen Laut von dir gibst.“).

¹¹ Liv. 1,58,6-12.

¹² Liv. 1,59,1: Brutus illis luctu occupatis cultrum ex vulnere Lucretiae extractum manantem cruore prae se tenens „Per hunc“ inquit „castissimum ante regiam iniuriam sanguinem iuro vosque, di, testes facio me L. Tarquinius Superbum cum scelerata coniuge et omni liberorum stirpe ferro, igni, quacumque dehinc vi possim, executurum nec illos nec alium quemquam regnare Romae passurum.“ (Übers. Hillen: Während jene von Trauer überwältigt waren, zog Brutus das Messer aus der Wunde der Lucretia, hielt es bluttriefend vor sich und rief: „Bei diesem Blut, das bis zur Entehrung durch den Königsohn das reinste war, schwöre ich, und ich rufe euch, ihr Götter, zu Zeugen, daß ich L. Tarquinius Superbus mit samt seinem verruchten Weib und seiner ganzen Nachkommenschaft mit Schwert und Feuer und jeder möglichen Gewalt verfolgen und nicht zulassen werde, daß diese oder jemand anders in Rom als König herrschen.“).

größere Lebendigkeit, da die Machtlosigkeit der Männer durch die Wiedergabe in indirekter Rede besonders deutlich wird. Der Fokus liegt allein auf Lucretia. In der ersten Rede weist die Frau zunächst auf ihre Unschuld im Geiste hin, die in der starken Antithese *corpus – animus* auf die Unterscheidung von Körper und Geist hinweist. Dennoch betont sie auch ihr Todesvorhaben (*mors testis erit*) und fordert dabei von den Anwesenden den Racheschwur ein und nennt den Namen ihres Peinigers. Sie beschreibt mit präzisen und verständlichen Ausdrücken das Geschehen und verleiht ihrer Forderung damit zusätzlichen Nachdruck. Mit dem folgenden pathetischen Konditionalsatz ‚*wenn ihr Männer seid*‘ appelliert sie direkt an die männliche Ehre der Anwesenden.

Deren Erwiderung wird durch einen Bericht des Erzählers neutral und objektiv beschrieben, sie geben alle ihr Wort und versuchen, die Frau zu trösten. Dafür gebraucht Livius wiederum die indirekte Rede. Zudem äußern sie sich im Kollektiv, d. h. keiner der Anwesenden wird als Sprecher hervorgehoben.

Lucretias Reaktion, die in erneutem Kontrast in direkter Rede wiedergegeben ist, zeigt, dass sie ihren Entschluss zum Suizid bereits gefasst hat, indem sie eindeutig zwischen den Aufgaben der Verwandten und der ihrigen unterscheidet. Dabei fällt auf, dass sie in keiner Weise auf das Gesagte der Männer eingeht und somit kein wirkliches Gespräch entsteht, sodass Lucretias Entschlossenheit und hervorgehobene Position klar zutage treten. Die anwesenden Männer erhalten eine reine Statistenrolle und stehen in starkem Kontrast zu Lucretia, die sich durch die Versuche und Versprechungen der Männer nicht von ihrem Plan abhalten lässt. Sie geht nicht auf deren Antwort ein, zeigt sich willensstark und steht somit im Gegensatz zu den ihr gegenüber machtlosen Männern, die in ihrer Passivität auch nur wenig energisch gegen Lucretia und ihr Vorhaben vorgehen, wie die farblose, kurze indirekte Rede verdeutlicht. Als Lucretia sich schließlich den Dolch ins Herz sticht, bleiben Collatinus und die anderen Männer nur Zuschauer des Geschehens. Ihre Reaktion wird kurz und pointiert zusammengefasst: *Conclamat vir paterque*.

In der ganzen Szene sind Collatinus und Lucretius zum einen farblose, passive Figuren, sodass Lucretia durch die Kontrastierung umso

deutlicher hervorzustechen vermag und ihre aktive Rolle als Hüterin ihrer Keuschheit betont. Zum anderen scheint ihnen ihre Machtlosigkeit gegenüber der willensstarken und fest entschlossenen Frau durchaus bewusst. Diese hat die Entscheidung über ihr Leben für sich selbst getroffen und handelt in Eigeninitiative. Im Fokus steht die Keuschheit der Frau, die sich selbst zur Verteidigung verpflichtet fühlt. Indem sie die hausväterliche Gewalt anstelle des verzweifelten Vaters übernimmt und das Todesurteil für den durch die Schändung erfolgten Ehebruch an sich selbst vollstreckt, beweist sie nicht nur größte Tugendhaftigkeit,¹³ sondern setzt sich über die familiäre, gesellschaftlich festgelegte ‚Gerichtsbarkeit‘ der Männer hinweg. Sie wird zur aktiven Figur, der Mann hingegen ist an Passivität kaum zu übertreffen.

2.1 Die Verginia-Episode im Vergleich (Liv. 3,42-48)

Die in der Lucretia-Episode beobachtete umgekehrte Rollenverteilung wird umso deutlicher, wenn man nun einen Vergleich zu der Geschichte der Verginia vornimmt, zu dem uns Livius ja regelrecht selbst aufgerufen hat:

„Es folgt eine andere Freveltat in der Stadt, zu der es durch wollüstiges Verlangen kam und die nicht weniger gräßlich ausging als jene, die durch die Schändung und den gewaltsamen Tod der Lucretia die Tarquinier aus der Stadt und der Herrschaft vertrieben hatte; so nahm es mit den Decemviren nicht nur das gleiche Ende wie mit den Königen, sondern auch der Anlass für den Verlust ihrer Herrschaft war der gleiche.“¹⁴

¹³ Hartmann, S. 121.

¹⁴ Liv. 3,44,1: *Sequitur aliud in urbe nefas, ab libidine ortum, haud minus foedo euentu quam quod per stuprum caedemque Lucretiae urbe regnoque Tarquinius expulerat, ut non finis solum idem decemviris qui regibus sed causa etiam eadem imperii amittendi esset.* Übers. nach Hillen. Einen ausführlichen Vergleich beider Textstellen liefert Geldner, Lucretia und Verginia. Studien zur virtus der Frau in der römischen und griechischen Literatur.

Die Verginia-Episode befindet sich in der Mitte des dritten Buches (Liv. 3,44-49) und weist eine klare Zweiteilung der Handlung auf, die von der Vorgeschichte und den politischen Konsequenzen eingerahmt ist. Bereits in der Komposition finden sich also Parallelen. Wir befinden uns im Jahre 449 v. Chr., als das zweite Decemvirat (Zehnmännerkollegium) regiert, und Appius Claudius als Mitglied dieses Kollegiums das Volk auf tyrannische Weise unterdrückt.¹⁵

Die Episode beginnt mit einer kurzen Beschreibung Verginias als plebejischen Mädchens und ihrer männlichen Verwandten, die als hochanständige Familie eindeutig die Gegenpartei zu diesem Appius Claudius und den Decemvirn darstellen. Verginia ist mit dem ehemaligen Tribunen Lucius Icilius verlobt (Liv. 3,44,1-4). In geraffter Darstellung erfolgt die Beschreibung der Annäherungsversuche des Appius Claudius, das junge Mädchen mit Belohnungen und Versprechungen zu verführen. Verginia aber verweigert sich aus purem Schamgefühl. Daraufhin entscheidet sich Appius Claudius zu einer anderen Weise der Bemächtigung. Er beauftragt seinen Klienten Marcus Claudius, das Mädchen als Sklavin zu beanspruchen. Dieser führt den Auftrag auf dem Forum mithilfe der sogenannten *manus iniectio* (Handauflegung) aus, indem er vorgibt, Verginia sei die Tochter einer seiner Sklavinnen und gehöre somit ihm. Während das Mädchen aus Überraschung und Staunen keine Reaktion zu zeigen vermag, ruft ihre Amme den Schutz der Rechtsgemeinde zusammen, wodurch eine gerichtliche Entscheidung (Einspruch durch *vindicatio*) herausgefordert wird, sodass das Mädchen vor Gericht gerufen wird.¹⁶ Dessen Vater Verginius hält sich zu dieser Zeit allerdings nicht in Rom auf, sodass ein solches Verfahren ohne den *pater familias* als rechtlchem Oberhaupt der Familie unmöglich wird.¹⁷

Trotz der Abwesenheit des Verginius beginnen der erste Prozesstag und die Verhandlung, die nun zwischen Marcus Claudius und dem

¹⁵ Die Gliederung der Episode erfolgt nach Kowalewski, S. 142-169. Vgl. Geldner, S. 192-208; Burck, *Erzählkunst*, S. 36-42.

¹⁶ Ein Einspruch gegen die Besitzergreifung durch die *manus iniectio* konnte nur durch das ‚Anspruchsrecht‘ (*vindicatio*) erfolgen. Vgl. Gleixner, Verginia, S. 176.

¹⁷ Liv. 3,44,6-45,3. Vgl. Gleixner, S. 176.

Rechtsbeistand Verginias geführt wird und in der das Mädchen zum Streitobjekt wird. Dass dies vor dem Tribunal des Appius Claudius erfolgt, ist ein weiteres juristisches Vergehen innerhalb der Erzählung. Hervorgebracht werden zunächst eine infame Verleumdung und Lüge über die Abstammung des Mädchens. Da allerdings auf die Rückkehr des Vaters Verginius gewartet werden müsse, entscheidet Appius Claudius, dass Verginia bis zu dessen Rückkehr ihrem – angeblich – ursprünglichen Herrn Marcus Claudius folgen solle. Diese rechtswidrige Entscheidung ruft den Widerstand der Anwälte Verginias hervor, die einen Aufschub des Verfahrens und die Freiheit des Mädchens fordern. Der Decemvir entscheidet die Rückholung des Vaters und die Vertagung des Prozesses. Daraufhin beginnt die zweite Phase des ersten Prozesstages, als der zukünftige Ehemann Verginias Lucius Icilius auftritt. Die Wandlung der Personenkonstellation bringt den Antagonismus zwischen Appius Claudius und dem Verlobten noch deutlicher hervor. Letzterer hält vor dem Decemvirn und dem Volk eine flammende und theatralische Rede zur Verteidigung Verginias, die sein energisches Vorgehen widerspiegelt:¹⁸ Er werde die Sittsamkeit und Treue seiner zukünftigen Gattin mit allen Mitteln verteidigen. Den Höhepunkt der Rede stellt die Betonung des Schutzes der Keuschheit einer Frau allgemein als elementaren Bestandteil der Gesellschaft dar. Icilius zeigt sich als Hüter der *pudicitia* und tritt als Bräutigam gegen die *libido* des Decemvirn auf.¹⁹ Dessen Reaktion, in der er die Vorwürfe zu entkräften sucht, wird in indirekter Rede wiedergegeben. Er bittet seinen Klienten Marcus Claudius, von seinem Recht abzusehen und das Mädchen der Obhut ihrer Familie zu überlassen. Die Rede des Icilius stellt dabei das entscheidende Moment der Szene dar, sodass er seine Verlobte vor der Schändung bewahren kann. Daraufhin wird ein Bote in das Lager des Verginius geschickt, um diesen nach Rom zu holen. Der Versuch des Appius Claudius, diesen mithilfe eines Briefes im Lager festzuhalten, schlägt fehl (Liv. 3,46,10).²⁰

¹⁸ 3,45,5-11.

¹⁹ Burck, *Erzählkunst*, S. 38.

²⁰ Gleixner, S. 177.

Nach einer deutlichen Zäsur beginnt der zweite große Teil der Episode (Liv. 3,47,1-3) mit einer effektvollen und höchst dramatischen Szene²¹. Der Vater Verginius löst Icilius nun als Protagonisten ab. In Trauergeväandern tritt er gemeinsam mit seiner Tochter, ebenfalls in abgetragenen Kleidern, und in Begleitung von Matronen sowie Verteidigern auf das Forum, um das bereits zahlreich erschienene Volk um Beistand zu bitten. Vor diesem Hintergrund beginnt die zweite Gerichtsszene, die deutlich kürzer und von spontanen Handlungen bestimmt ist und sich gegen jegliche vorherrschende Prozessordnung richtet.²² Appius Claudius betritt die Bühne, gänzlich unbeeindruckt von der Szene auf dem Forum. Er verweigert sowohl dem Kläger als auch dem Verteidiger die Anhörung – ein gravierender Verstoß gegen das geltende Recht – und spricht Verginia seinem Klienten zu (Liv. 3,47,4). Diese Entscheidung gilt als deutliches Zeichen der Sklaverei²³ und der tyrannischen Herrschaft der Decemviren. Wutentbrannt und entsetzt über dieses Unrecht ergreift Verginius das Wort. In einer provokanten Rede wirft er Appius unehrenhafte Motive vor, beschuldigt ihn der geplanten Schändung seiner Tochter und ruft die anwesenden Zuschauer und Soldaten zu einem bewaffneten Widerstand auf (Liv. 3,47,7). Die Rechtfertigungsversuche des Decemviren werden zunächst in indirekter Rede wiedergegeben, die unter anderem die Androhung von Gewalt im Falle einer Revolte beinhaltet. Im Schlusspassus wiederholt er diese Mahnung, der durch den Wechsel zur direkten Rede weiterer Nachdruck verliehen wird (Liv. 3,48,3). Dieser Sprung ist das entscheidende Moment der Szene, da er zur Ergreifung des Mädchens auffordert und die Menge aus Angst zurückweicht, sodass Verginia gänzlich verlassen der tyrannischen Willkür des Decemviren ausgesetzt ist.²⁴ Es kommt zum Höhepunkt und zugleich zu einer Peripetie der Handlung, als Verginius den Decemviren um eine kurze Unterredung mit seiner Tochter bittet und sie in die Nähe eines Heiligtums führt:

²¹ Schönberger charakterisiert die Darstellung als „echt livianische[n] Szene“ (Die Verginia-Episode bei Livius, S. 172). Vgl. Kowalewski, S. 158; Geldner, S. 200.

²² Kowalewski, S. 158-159.

²³ Liv. 3,47,5: [...] *decesse vindicias secundum servitutum*.

²⁴ Liv. 3,48,3: [...] *dersertaque praeda iniuriae puella stabat*.

Hier entriss er einem Metzger das Messer und sagte: „Auf diese einzige Art, die mir möglich ist, Tochter, bewahre ich dir die Freiheit.“ Dann durchbohrte er die Brust des Mädchens und rief, zur Gerichtstribüne gewandt: „Dich, Appius, und dein Haupt verfluche ich mit diesem Blut.“²⁵

Bei einem abrupten Szenenwechsel in das Lager, in das Verginius zurückgekehrt ist, ruft dieser die Soldaten zur Revolte auf. Es entsteht ein offener Aufruhr gegen die Decemviren, sodass das Zehnmännerkollegium zum Rücktritt gezwungen werden kann. Appius wird in einem späteren Gerichtsverfahren nicht von seiner Schuld freigesprochen und begeht Selbstmord. Das Ende der Verginia-Episode gleicht einer Grabinschrift:

Und die Seele der Verginia, im Tode glücklicher als im Leben, fand endlich Ruhe, nachdem sie durch so viele Häuser geschweift war, um die Strafe zu vollziehen, und kein Schuldiger mehr übrig war.²⁶

Bei dem tyrannischen Gebaren und dem Rechtsbruch der Decemviren sieht der Vater Verginias in der Tötung seiner Tochter die einzige Möglichkeit, deren bedrohte Keuschheit, die sinnbildlich für die gesamte Republik zu stehen scheint, zu bewahren.

Bei einem Vergleich der beiden Episoden fallen einige klare Gemeinsamkeiten in der Darstellung und vor allem der Komposition auf, die hier ausschließlich in summarischer Form genannt werden.²⁷ So leidet das römische Volk in beiden Fällen unter einem tyrannischen bzw. tyrannenähnlichen Regime und ist der Freiheit beraubt. Die Schönheit einer Frau erregt die Begierde eines Vertreters dieses Regimes, sodass beide

²⁵ Liv. 3,48,5: [...] atque ibi ab lanio cultro arrepto, „Hoc te uno quo possum“ ait, „modo, filia, in libertatem vindico.“ Pectus deinde puellae transfigit respectansque ad tribunal „Te“ inquit, „Appi, tuumque caput sanguine hoc consecro.“

²⁶ Liv. 3,48,11: [...] manesque Verginiaie, mortuae quam vivae felicioris, per tot domos ad petendas poenas vagati, nullo relicto sonte tandem quierunt. Vgl. Kowalewski, S. 167-169.

²⁷ Ausführlicher bei Geldner, S. 186. vgl. Kowalewski, S. 170; Schönberger, S. 175; Freund, *Pudicitia saltem in tuto sit*, S. 319.

Machthaber den Wunsch hegen, sich an der Frau zu vergehen; das starke Gegensatzpaar zwischen *libido* und *pudicitia* (Begierde vs. Keuschheit) steht jeweils im Zentrum. Das Verleumdungsmotiv beeinflusst das weitere Geschehen, indem der Widerstand der Frau durch ihre ausweglose Lage gebrochen wird. Am Ende steht der gewaltsame, nicht durch die Hand des ursprünglichen Täters verübte Tod zur Wahrung der Keuschheit, der schließlich als heldenhaftes Opfer für den Staat stilisiert wird. Die männlichen Angehörigen der beiden Frauen nutzen die aufgeheizte Stimmung, um das tyrannische System zu stürzen und die politischen Verhältnisse zu verändern. Die Frauen dienen als moralische Vorbilder und als *exempla* der Keuschheit. Es finden sich ebenso das klassische Tyrannenbild,²⁸ eine geringe Personenanzahl, das Motiv der Rache und der spätere Tod des Täters. Das gemeinsame Grundgerüst beider Episoden tritt damit deutlich zutage.

Viel auffälliger und einhelliger sind jedoch die Abweichungen, die die Verginia-Episode zu Lucretia aufweist. Während sich einige eher kompositorische Unterschiede zeigen, die vor allem der jeweiligen Dramatik des Geschehens geschuldet sind, befinden sich die bedeutenden Differenzen auf sozialer und politischer Ebene. Zunächst richtet sich der Blick auf die Abstammung und Familie beider Frauen. Während Lucretia eine gebildete Patrizierin und typische *matrona* ist, wird Verginia als einfache plebejische Jungfrau beschrieben. Aus diesen anfangs eher oberflächlich anmutenden Unterschieden ergeben sich allerdings schnell weitere maßgebliche Gegensätze. Indem Lucretia als selbstbewusste und erwachsene Frau ihrem Widersacher Sextus Tarquinius allein entgegentritt und eigenständig und entschlossen die Entscheidung zum Suizid trifft, wird sie selbst zur Hüterin ihrer Keuschheit. Dahingegen hat das Mädchen Verginia nur wenig Anteil an der Bewahrung ihrer Unschuld. Wenngleich sie beim Prozess anwesend ist, wird sie ausschließlich in passiver Haltung und als teilnahmsloses Opfer der männlich dominierten Gesellschaft dargestellt. Als Bewahrer der Keuschheit fungiert anfangs der Verlobte, später der Vater. Das Töten Verginias im Affekt steht dem geplanten Suizid

²⁸ Geldner, S. 194; Burck, Erzählkunst, S. 36.

Lucretias gegenüber. Aus dem jeweiligen Tod geht schließlich auch das Motiv der Rache hervor. Während Lucretia in ihrer flammenden Rede selbst zur Rache an ihrem Peiniger aufruft, verflucht der Vater den Decemvirn mit dem Blut Verginias.

Neben einigen Gemeinsamkeiten in der Charakterisierung der Täter Sextus Tarquinius und Appius Claudius findet sich ein bedeutender Unterschied in der Beschreibung und Rolle der Verwandten innerhalb der Episoden. Collatinus nimmt den Hauptpart bereits und ausschließlich in der Vorgeschichte ein, tritt im weiteren Geschehensverlauf hinter die Personen der Lucretia und des Brutus zurück und wird zum bloßen Statisten. Auch der Vater Lucretias ist ausschließlich eine Nebenfigur. Icilius hingegen stellt vor allem am ersten Prozesstag eine der wesentlichen Figuren im Geschehen dar, die am zweiten Tag auf Verginius übertragen wird. Beide Akteure beeinflussen daraufhin maßgeblich das Geschehen, indem sie als Verteidiger der weiblichen Tugend für das Mädchen eintreten.

Diese unterschiedlichen Rollen innerhalb der Szenen spiegelt sich unter anderem auch in der Verwendung der *oratio recta* wider. Lucretias entscheidende Rolle zeigt sich in ihrer flammenden Rede vor ihrem Suizid, während die männlichen Verwandten im Kollektiv und indirekt reagieren. Die Männer Icilius und Verginius beweisen ihre aktive Rolle ebenfalls durch die direkt zitierten Reden. Verginia hingegen ist gänzlich schweigsam und passiv.

Die Variationen der Episoden beruhen demnach vor allem auf Unterschieden in der Motivierung der Protagonisten, die wiederum vor allem auf die unterschiedliche Herkunft, Rolle und Charakterisierung der Hauptfiguren zurückgehen.

Bei der Betrachtung stößt der Leser auf eine gegensätzliche Darstellung der männlichen und weiblichen Protagonisten. Während Lucretia als handelnde Person auftritt, für sich selbst Entscheidungen trifft und ihren Vater und Ehemann in den Hintergrund rückt, stellt die Verginia-Episode geradezu das Gegenteil dar. Somit lässt sich eine ‚entgegengesetzte Parallele‘ feststellen: Die Geschichten weisen eine kontradiktorische Rollenverteilung auf. Lucretia ist die handelnde und entscheidende Person,

wohingegen Verginia eine passive, ja farblose Figur darstellt, deren Schicksal zwar im Zentrum der Geschichte steht, die aber nicht selbstständig handelt und in keiner Form auf den Fortgang der Erzählung einwirkt. Parallel zu ihrer Rolle stehen nun der Vater und Ehemann Lucretias, die in ihrer Passivität zu Opfern der Ereignisse werden. Daraus folgend fungieren Icilius und Verginius jeweils als Entsprechung für die Lucretia-Figur; sie sind die Akteure der Geschichte, die sich für die *pudicitia* als zu verteidigendem Gut einsetzen und bereit sind, ihr Leben dafür zu opfern. Sie halten an zentralen Stellen der Episoden emotionale, heldenhafte und folgenschwere Reden. Verginia hingegen wird zur Parallele des passiven Ehemannes Collatinus, der zwar anfangs noch am Geschehen teilhat und dann gewissermaßen zum reinen Statisten degradiert wird. Die Figuren der Verginia-Episode repräsentieren – ganz im Gegensatz zur Darstellung der Lucretia – die typische antike Rollenverteilung von Mann und Frau, in der Verginia der vorherrschenden *patria potestas* und der Überlegenheit des Mannes unterworfen ist.

3 Lucretia als Ideal weiblicher Keuschheit und männlicher Tugend

Durch all die gezeigten Ergebnisse sowohl hinsichtlich der Inhalte als auch der Personenkonstellationen kann nun eine umfassende Charakterisierung Lucretias unternommen werden. Sie wird zu Beginn der Erzählung als typische Matrone dargestellt, deren Tätigkeitsbereich im Haus liegt und die den klassischen Eigenschaften einer vorbildlichen Haus- und Ehefrau (*lanifica* ‚Wollarbeit‘, *obsequium* ‚Gehorsam‘, *pudicitia* ‚Keuschheit‘) entspricht.²⁹ In der Abwesenheit ihres Mannes kommt sie ihren Pflichten als Matrone nach, untersteht nach der Ankunft des Collatinus seiner Entscheidungsgewalt und agiert als passive Figur, während die Männer die Szene dominieren. Bei der Schändung zeigt sie sich zwar willensstark und keusch, ist aber dennoch der Gewalt des Mannes ausgeliefert und muss sich letzten Endes unterwerfen.

²⁹ Prescendi, S. 219-220; Hartmann, S. 119; Burck, Die Frau im alten Rom, S. 76.

In der Sterbeszene jedoch nimmt sie in starkem Kontrast zu den männlichen Verwandten die zentrale und bestimmende Rolle ein und weist selbst eindeutig männliche Züge auf. Mit ihrem Selbstmord übernimmt sie die hausväterliche Entscheidungsgewalt, da sie das Todesurteil der Schändung selbst vollstreckt. Dabei wird der Suizid zu einer typischen Form weiblicher Macht.³⁰ Für Frauen ungewöhnlich, aber für die Figur Lucretias bezeichnend ist dabei auch die Art ihres Selbstmordes. Die Verwendung des Dolches fungiert in der antiken Literatur vornehmlich als männliche Methode der Selbsttötung – ganz im Sinne eines heldenhaften Todes, da die Wahl des Schwertes ein reines, kämpferisches Sterben impliziert. Der Suizid durch den Strang – die typische weibliche Praxis – war hingegen stets mit Schuld assoziiert.³¹ Durch die Wahl des Dolches zeigt Lucretia nun zum einen, dass sie eines reinen Gewissens ist und für die Wahrung ihrer Keuschheit einen heldenhaften Tod auf sich nimmt. Zum anderen aber ist auch dies ein Anzeichen ihrer männlichen Haltung, die noch durch das Fehlen typischer weiblicher Eigenschaften bestärkt werden, die der Frau in der Antike allgemein zugeschrieben wurden. Zu nennen sind hierbei nur leichte Erregbarkeit, Zügellosigkeit im Sexuellen und im Luxus sowie starker Ausdruck von Emotionen.³² Im Gegenteil: Lucretia scheint in Gänze davon abzuweichen. Die Schwäche und Tatenlosigkeit der Männer bestärken das Bild der ‚männlichen Lucretia‘ und der Kontrast fungiert zur Hervorhebung der Frau. Sie verkörpert das Ideal der treuen Ehefrau, die es im Fall der Bedrohung vermag, sich über das klassische Rollensystem hinwegzusetzen, dem Verginia gänzlich unterworfen bleibt.

In Bezug auf die mythische Vorzeit kann Livius das klassische Rollenbild aufbrechen, sodass sogar eine Frau, wenn auch indirekt, auf die politischen Geschehnisse einzuwirken vermag. Neben dem Wert eines idealisierten Frauenbildes wird Lucretia sogar „durch die Situierung im historischen Kontext zur politischen Heldin erhoben“³³. Indem sie in der

³⁰ Matthes, *The rape of Lucretia*, S. 7.

³¹ Hofmann, S. 68.

³² Deißmann, *Aufgaben, Rollen und Räume von Mann und Frau im antiken Rom*, S. 533.

³³ Prescendi, S. 220.

Schilderung des Livius gewissermaßen das Rollenverhältnis zwischen Mann und Frau umkehrt, gelingt es ihr, nicht als Opfer aufzutreten, sondern sich – zumindest innerhalb der Familie – in ihrer dargestellten Männlichkeit über die normierten Verhaltensweisen der patriarchalen Gesellschaft hinwegzusetzen.

Das livianische Bild Lucretias als männliche Matrone scheint sich bereits früh etabliert zu haben. Bereits Ovid beschreibt in seiner dichterischen Darstellung der Vertreibung Lucretia mit folgenden Worten:

Zur Bestattung trägt man die Frau, die eine so männliche Haltung zeigte, und Tränen und Hass zieht sie da hinter sich her.³⁴

Während Livius in seiner Schilderung die Männlichkeit Lucretias nur mittels sprachlicher Gestaltung andeutet, charakterisiert Ovid Lucretia unmittelbar als *matrona virilis* und bestätigt damit das Bild, das Livius in seiner Lucretia-Figur zeichnet. Diese Vorstellung setzte sich schließlich auch in der Rezeption der Legende fort. Die *matrona virilis* Lucretia wird stets als Verkörperung der Keuschheit und Sinnbild römischer Tugendhaftigkeit gerühmt.³⁵ In diesem Kontext greifen dann auch kaiserzeitliche Autoren die Vorstellung der Männlichkeit Lucretias wieder auf. So heben Valerius Maximus und Emporius besonders ihre ‚männliche Gesinnung‘ (*virilis animus*) hervor. Ersterer begründet diese sogar mit dem Umstand, dass Lucretia nur irrtümlicherweise in einen weiblichen Körper geboren worden sei.³⁶ In seiner männlich konnotierten Darstellung der Lucretia-Figur legte Livius also den Grundstein nicht nur für die Charakterisierung als *matrona virilis* bei Ovid, sondern auch für die spätantike

³⁴ Ov. fast. 2,847-848: Fertur in exsequias animi matrona virilis | Et secum lacrimas invidiamque trahit. Vgl. Greschat, Sp. 598.

³⁵ Hofmann, S. 106. Zur Rezeption der Lucretia-Legende vgl. die Darstellungen bei Galinsky; Donaldson; Geldner.

³⁶ Val. Max. 6,1,1: Dux Romanae pudicitiae Lucretiae, cuius virilis animus maligno errore fortunae muliebri corpus sortitus est, [...]. Empor., p. 573,24: ‚An Romana mulier et Lucretia, Tricipitini filia, quae virilem animum etiam in muliebri figura gerat quaeque omnes feminas et castitate et omni morum sanctitate superaverit, [...]. Vgl. Quint. inst. 5,11,10. Hofmann, S. 106-109; Greschat, Sp. 598-599.

Rezeption und prägte maßgeblich das Bild der Lucretia als männlich agierende Hüterin der weiblichen Keuschheit.

Bibliographie

Textausgaben und Kommentare

Emporii oratoris de Ethopoeia. Praeceptum loci communis. Praeceptum demonstrativae materiae. Praeceptum Deliberativae, in: *Rhetores Latini Minores*, ed. C. Halm, Leipzig 1863, S. 561-574.

Livius, Titus, *ab urbe condita*. Tomus I, libri I–V, rec. et adnotatione critica instruxit R.M. Ogilvie, Oxford 1974.

Titi Livi *ab urbe condita libri*, erklärt v. Weißenborn, W., Bd. 1, Buch I und II, Leipzig 1853.

Ogilvie, R.M., *A commentary on Livy Books 1-5*, Oxford 1965.

P. Ovidius Naso, *fastorum libri sex*, rec. E.H. Alton / D.E.W. Wormell, E. Courtney, Leipzig 1978.

Valeri Maximi *facta et dicta memorabilia I*, libri I–VI, ed. J. Briscoe, Stuttgart 1998.

Literatur

Boëls-Janssen, N., *La vie religieuse des matrones dans la Rome archaïque*, Rom 1993.

Burck, E., *Die Erzählkunst des Titus Livius (= Problemata 11)*, 2. Aufl. Berlin/Zürich 1964.

Burck, E., *Das Geschichtswerk des Titus Livius (= Bibliothek der klassischen Altertumswissenschaften 87)*, Heidelberg 1964.

Burck, E., *Die Frühgeschichte Roms bei Livius im Lichte der Denkmäler*, in: *Gymnasium* 75 (1986), S. 74–109.

Burck, E., *Die Frau im Alten Rom*, in: *Humanistische Bildung* 11 (1987). *Die Frau in der Gesellschaft*, S. 73–92.

- Deißmann, M.-L., Aufgaben, Rollen und Räume von Mann und Frau im antiken Rom, in: Martin, J./ Zoepffel, R. (Hgg.), Aufgaben, Rollen und Räume von Frau und Mann II (= Veröffentlichungen des Instituts für Historische Anthropologie e.V. 5,2), München 1989, S. 507–564.
- Donaldson, I., *The Rapes of Lucretia. A Myth and its Transformations*, Oxford 1982.
- Fögen, M. Th., *Römische Rechtsgeschichte. Über Ursprung und Evolution eines sozialen Systems*, Göttingen 2002.
- Freund, St., *Pudicitia saltem in tuto sit*. Lucretia, Verginia und die Konstruktion eines Wertbegriffs bei Livius, in: *Hermes* 136 (2008), S. 308–325.
- Galinsky, H., *Der Lucretia-Stoff in der Weltliteratur* (= Sprache und Kultur der Germanisch-romanischen Völker, germ. Reihe 3), Breslau 1932.
- Geldner, H., *Lucretia und Verginia. Studien zur virtus der Frau in der römischen und griechischen Literatur*, Diss., Mainz 1977.
- Gleixner, H., Verginia. Ein Prozessskandal als Einführung in das römische Zivilrecht (Liv. III,44-48), in: *Anregung* 31 (1985), S. 174–179.
- Greschat, K., s.v. Lucretia, in: *RAC* 23 (2010), Sp. 596-603.
- Hartmann, E., *Frauen in der Antike. Weibliche Lebenswelten von Sappho bis Theodora*, München 2007.
- Hofmann, D., *Der Suizid in der Spätantike. Seine Bewertung in der lateinischen Literatur* (= Altertumswissenschaftliches Kolloquium 18), Stuttgart 2007.
- Jed, S., *Chaste Thinking. The Rape of Lucretia and the Birth of Humanism*, Bloomington 1989.
- Kowalewski, B., *Frauengestalten im Geschichtswerk des Titus Livius*, München/ Leipzig 2002.
- Matthes, M.M., *The rape of Lucretia and the founding of Republics. Reading in Livy, Machiavelli and Rousseau*, Pennsylvania 2000.
- Prescendi, F., *Weiblichkeitsideale in der römischen Welt: Lucretia und die Anfänge der Republik*, in: Späth, Th./ Wagner-Hasel, B.

(Hgg.), *Frauenwelten in der Antike. Geschlechterforschung und weibliche Lebenspraxis* (Sonderausgabe), Stuttgart 2006, S. 217-227.

Schönberger, O., Die Verginia-Episode bei Livius (III, 44-50), in: *Anregung 14* (1968), S. 169–176.

Treptow, R., *Die Kunst der Reden in der 1. und 3. Dekade des livianischen Geschichtswerks*, Hochschulschrift, Kiel 1964.

Großschreibung von Personenbezeichnungen in Hexenverhörprotokollen – eine Analyse von Gender, Lemma und Rolle im Gerichtsprozess

Von Lisa Dücker

1 Einleitung

Die satzinterne Großschreibung aller Substantive ist eine der markantesten Eigenschaften der neuhochdeutschen Schriftsprache – nur das Deutsche und das Luxemburgische folgen dieser Schreibnorm. Obwohl die Anfänge dieser Schreibung bereits in den ältesten deutschen Schriftstücken zu finden sind, geschieht die Ausbreitung der satzinternen Majuskelschreibung maßgeblich im 16. und 17. Jahrhundert, sodass man um 1700 von einer flächendeckenden Substantivgroßschreibung in gedruckten deutschen Texten sprechen kann (Bergmann & Nerius 1998).

Die Ausbreitung der Großschreibung wird dabei von unterschiedlichen Faktoren beeinflusst: Anfangs werden vor allem Eigennamen großgeschrieben. Die ersten mit Majuskel geschriebenen Appellativa sind Bezeichnungen für Götter und sozial hochrangige Personen; in der Forschung wird Ehrerbietung als Motiv dafür angesehen (Weber 1959, Kampfert 1980). Von diesem Punkt aus breitet sich die Majuskelschreibung entlang der Belebtheitsskala aus: Nach den Personennamen werden auch Bezeichnungen für Tiere und Konkreta mit Majuskel geschrieben. Die Großschreibung bei Bezeichnungen für abstrakte Referenten (*Krieg*, *Idee*) erfolgt erst mit einiger Verzögerung und ist für manche Wörter auch Anfang des 18. Jhs. noch nicht komplett durchgesetzt (Bergmann & Nerius 1998).

Auch innerhalb der einzelnen Kategorien der Belebtheitsskala gibt es Abstufungen: Unter den Personenbezeichnungen werden bspw. von Eigennamen abgeleitete Substantive wie *Bayer* sowie Titel, Standes- und Amtsbezeichnungen eher großgeschrieben als andere Personenbezeichnungen.

gen wie *Mann* und *Frau*. Auch hier zeigt sich damit der Einfluss der sozialen Stellung. Barteld et al. (2016) und Dücker et al. (angen.) zeigen zudem, dass in dem SiGS-Korpus aus handschriftlichen Hexenverhörprotokollen aus dem 16. und 17. Jh. (s. u. Kap. 3) Bezeichnungen für Männer signifikant häufiger großgeschrieben werden als Bezeichnungen für Frauen. Schnee (2017) untersucht ebenfalls ausgewählte Hexenverhörprotokolle auf satzinterne Großschreibung und fügt der Untersuchung eine textsortenspezifische Dimension hinzu: Sie analysiert den Zusammenhang zwischen Gender und der Rolle, die eine Person in dem beschriebenen Gerichtsprozess innehat. Dabei zeigt sich, dass das Auftreten in unterschiedlichen Rollen nur bei Frauenbezeichnungen einen Einfluss auf die Großschreibung hat. Das heißt, dass Bezeichnungen, die für negativ betrachtete Frauen (Angeklagte, Denunzierte) verwendet werden, signifikant seltener großgeschrieben werden als Bezeichnungen für Frauen in positiven Prozessrollen (Anklägerin, Zeugin). Bei den Männerbezeichnungen konnte sie diesen Zusammenhang hingegen nicht feststellen.

Der vorliegende Beitrag erweitert die Untersuchungen von Schnee (2017) und Dücker et al. (angen.), indem die Datengrundlage auf 56 Verhörprotokolle aus der Zeit zwischen 1570 und 1665 erweitert wird. Untersucht wird – analog zu Schnee (2017) – das Zusammenspiel zwischen Gender und Rolle im Gerichtsprozess und dessen Einfluss auf die Majuskelsatzung im Satzinnern.

Kapitel 2 umreißt dazu die bisherige Forschung zur Entwicklung der satzinternen Großschreibung im Deutschen knapp, Kapitel 3 stellt das untersuchte Korpus und die verwendeten Annotationen vor. In Kapitel 4 werden die Ergebnisse der Untersuchung bezüglich der Rolle im Gerichtsprozess präsentiert. Kapitel 5 stellt mit dem Lemma einen weiteren möglichen Einflussfaktor für die satzinterne Majuskelsatzung vor. In Kapitel 6 werden diese unterschiedlichen Faktoren mit Hilfe eines Permutationstests zusammengeführt. Diese Ergebnisse werden in Kapitel 7 zusammengefasst und im Sinne einer „evaluativen Kleinschreibung“ (Dücker et al. angen.) von Frauenbezeichnungen interpretiert.

2 Satzinterne Großschreibung in der Frühen Neuzeit

Die bis dato umfangreichste Korpusuntersuchung zur Entwicklung der Großschreibung in deutschsprachigen Texten bieten Bergmann & Nerius (1998). Auch wenn vereinzelte Majuskeln bereits in den ältesten deutschen Texten des 8. und 9. Jhs. zu finden sind, geschieht die größte Ausbreitung bis hin zur konsequenten Großschreibung aller Substantive, wie sie auch im heutigen Deutschen üblich ist, zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert. Diese Entwicklung bildet Tabelle 1 ab, die eine grobe Zusammenfassung der Studie von Bergmann & Nerius (1998) darstellt.

Tabelle 1: Entwicklung der satzinternen Großschreibung in gedruckten Texten nach Bergmann & Nerius (1998: 851)

Zeit-schnitt	Eigenna-men	No-mina sacra	Personen-bezeichnun-gen	Kon-kreta	Abs-trakta
1500	59 %	0 %	11 %	4 %	2 %
1530	74 %	68 %	34 %	8 %	5 %
1560	97 %	90 %	72 %	40 %	18 %
1590	96 %	98 %	91 %	84 %	50 %
1620	98 %	99 %	96 %	91 %	66 %
1650	99 %	100 %	93 %	93 %	72 %
1680	99 %	100 %	96 %	99 %	87 %
1710	99 %	100 %	98 %	94 %	88 %

Die Unterschiede in der Entwicklung sind für die unterschiedlichen Substantivklassen deutlich erkennbar: Während Eigennamen und Gottesbezeichnungen bereits in der Mitte des 16. Jahrhunderts über 90 % Großschreibung aufweisen und die Personenbezeichnungen diese Grenzen um 1590 erreichen, dauert es bei den Konkreta bis 1620, bis sich die Großschreibung bei ihnen durchgesetzt hat. Die Abstrakta erreichen bis zum Ende des Untersuchungszeitraums 1710 nur 88 % Majuskelsetzung.

Für handgeschriebene Texte liegen indes abweichende Zahlen vor: Moulin (1990) Untersuchung von Briefen Martin Luthers aus der Zeit zwischen 1517 und 1546 zeigt eine regelhafte Majuskelsetzung bei den Eigennamen und für die Nomina sacra einen Anstieg von 42 % auf 82 % Großschreibung. Die übrigen Appellativa werden allerdings wesentlich seltener großgeschrieben. Dabei findet auch Moulin (1990: 285) einen Unterschied zwischen den Bezeichnungen für Personen und Unbelebtes: Während Personenbezeichnungen zu 28,8 % großgeschrieben werden, liegt der Wert für unbelebte Referenten nur bei 9,3 %.¹ Damit liegen die Werte für die Großschreibung in diesem Briefkorpus deutlich niedriger als in den von Bergmann & Nerius (1998) untersuchten Drucktexten. Zudem zeigt sich, dass der Anstieg der Großschreibung nicht streng linear verläuft (Moulin 1990: 187).

Barteld et al. (2016: 407) stellen in ihrer Untersuchung in einem Teil des SiGS-Korpus fest, dass die Belebtheit zwar einen großen Einfluss auf die Majuskelsetzung bei satzinternen Substantiven hat, es aber teilweise erhebliche Schwankungen bei Lemmata derselben Belebtheitsstufe gibt. Neben morphologischer Komplexität und Frequenzunterschieden stellen sie auch das Gender der Referenten als einen die Großschreibung beeinflussenden Faktor heraus: Dass Frauenbezeichnungen signifikant seltener großgeschrieben werden als Männerbezeichnungen (44,6 % bzw. 71 %), bringen sie direkt mit der Gesellschaftsstruktur der Frühen Neuzeit sowie der Textsorte Hexenverhörprotokoll und der Rolle, die Frauen in diesen Texten oftmals zukommt, in Verbindung. Außerdem schlagen Barteld et al. (2016: 407) vor, dass „negative emotional value“ zur Kleinschreibung bestimmter Substantive führen kann, da sie häufig Kleinschreibung bei negativ konnotierten Lemmata wie *Teufel* und *Feind* vorfinden.

Gender, die Rolle von Personen im Gerichtsprozess und deren Konnotation verbindet Schnee (2017) in einer weiteren Untersuchung in einem Teil des SiGS-Korpus. Sie kommt zu dem Schluss, dass die soziale

¹ Moulin (1990) unterscheidet nicht zwischen Konkreta und Abstrakta. Bezeichnungen für Tiere zeichnet sie als eigene Gruppe aus. Da diese ihrem Korpus insgesamt nur sechsmal vorkommen, werden sie hier aus der zusammenfassenden Darstellung ausgeklammert.

Bewertung der Rolle, die eine Person im Gerichtsprozess innehat, sich nur auf die Großschreibung der Frauenbezeichnungen auswirkt. Positiv bewertete Frauenbezeichnungen weisen beinahe zwei Drittel Großschreibung auf, während negativ bewertete nur zu etwas mehr als einem Drittel mit Majuskel geschrieben werden. Der Unterschied bei positiv und negativ bewerteten Männerbezeichnungen ist hingegen nicht signifikant. Schnee (2017) weist auch darauf hin, dass unter den Männer bezeichnenden Substantiven vielfach Lemmata auftreten, die generell positiv konnotiert sind. So ließe sich möglicherweise die Großschreibung von *Bürgermeister* in einem Text, in dem der Referent als Denunzierter und Angeklagter vorkommt, erklären. Eine explizitere Untersuchung des Einflusses der Konnotation von Lemmata auf die Substantivgroßschreibung steht allerdings noch aus (Schnee 2017: 21).

Im folgenden Kapitel wird das SiGS-Korpus vorgestellt, das sowohl den Analysen von Barteld et al. (2016) und Schnee (2017) als auch der hier vorliegenden Untersuchung zugrunde liegt. Zusätzlich wird das Vorgehen bei der Annotation von Gender und Rolle im Gerichtsprozess präsentiert.

3 Das Untersuchungskorpus aus Hexenverhörprotokollen und die Annotation

Die vorliegende Untersuchung nutzt ein Korpus aus 56 handschriftlichen Hexenverhörprotokollen, die von Macha et al. (2005) ediert und im Rahmen des DFG-Projekts „Entwicklung der satzinternen Großschreibung im Deutschen“ (SiGS)² korpuslinguistisch aufbereitet wurden. Sie

² Das Projekt "Entwicklung der satzinternen Großschreibung im Deutschen" (SZ 280/2-1 und KO 909/12-1 von 2013 bis 2014 und SZ 280/2-3 von 2017 bis 2019) wurde insgesamt im Zeitraum von 2013 bis 2019 von der DFG finanziell unterstützt, s. <https://www.uni-bamberg.de/germ-ling/forschung/projekte/sigs/>. Annotator_innen in der ersten Projektphase (2013-2014): Annemarie Bischoff, Lisa Dücker, Julia Hübner, Johanna Legrum, Katja Politt, Nicolai Pudimat, Eleonore Schmitt, Annika Vieregge und Nicholas Wieling. Annotatorinnen in der zweiten Projektphase (2016-2019): Kristina Albert, Aleksa Krieg, Sophie Mühlberg, Anna Müller, Merle Pfau, Aki Schünemann, Tanja Stevanović und Fiona Walter. Das SiGS-Korpus wird in Kürze online via ANNIS (Krause & Zeldes 2016) zugänglich gemacht.

stammen aus einem Gebiet, das der heutigen Bundesrepublik Deutschland entspricht, und sind zwischen 1570 und 1665 entstanden. Dieses Korpus eignet sich gut zur Untersuchung der Majuskelsetzung in der Frühen Neuzeit, da man – anders als bei gedruckten Texten, die in der Regel lektoriert wurden – davon ausgehen kann, dass die Entstehungssituation der Verhörprotokolle zu einer spontanen Schriftlichkeit führt, anhand derer man die die Großschreibung steuernden Faktoren ungefiltert untersuchen kann (vgl. Szczepaniak & Barteld 2016: 45).³

Das SiGS-Korpus umfasst insgesamt 61.870 Token, die durchschnittliche Länge liegt bei 1.105 Token pro Text. Die Texte tragen vielfältige Annotationen auf der Token-, Phrasen- und Satzebene. Grundlage der nachfolgenden Analysen ist die Belebtheitsannotation, die für alle Texte jeweils von mindestens zwei geschulten Annotator_innen durchgeführt wurde. Alle Appellativa, die die Belebtheitsannotation „menschlich“ tragen, wurden weiterführend annotiert. Von der weiteren Analyse ausgeschlossen wurden die Substantive, die am Satzanfang auftreten, sowie solche, die mit <h>, <v> oder <z> beginnen, da bei diesen Graphemen die in den Protokollen verwendete Handschrift die Unterscheidung von Majuskel und Minuskel erheblich erschwert (vgl. Macha et al. 2005: XXIII). Die so erlangten 2.126 Token wurden auf das Gender ihres Referenten und dessen Rolle innerhalb des Gerichtsprozesses hin annotiert.

Als Genderannotationen wurden „weiblich“, „männlich“ und „unklar“ angesetzt. Wenn das Gender eines Referenten nicht eindeutig erkennbar ist, wird es als „unklar“ annotiert. Dabei muss das Gender nicht durch das Lexem vorgegeben sein: Da die weibliche Angeklagte in dem Text *Minden* (1614)⁴ aussagt, sie sei „ein Ehrlich fromb Kindt“, wird *Kind* an dieser Stelle als „weiblich“ annotiert, da sich das Wort eindeutig auf eine Frau bezieht.

³ Nicht in allen Fällen handelt es sich um direkte Mitschriften von gerichtlichen Verhören, teilweise liegen überarbeitete Abschriften vor. Trotzdem kann man davon ausgehen, dass die Hexenverhörprotokolle als handschriftliche Gebrauchstexte mehr Spontaneität und damit auch idiosynkratische Variation bewahren als Drucke.

⁴ Auf Texte aus dem SiGS-Korpus wird mit einer Chiffre bestehend aus Entstehungsort und Entstehungsjahr nach Macha et al. (2005) referiert.

Die Annotation der Rolle innerhalb des Gerichtsprozesses basiert auf der Studie von Schnee (2017). Sie unterscheidet die in Tabelle 2 abgebildeten Rollen und ordnet sie einer moralischen Bewertung „positiv“ oder „negativ“ zu. Als „negativ“ werden die Angeklagten und die von ihnen denunzierten Personen annotiert. Alle anderen Rollen (Ankläger_in, Geschädigte_r, Zeug_in oder Vertreter der Justiz) werden als „positiv“ annotiert. Für die Annotation als „Geschädigte_r“ ist es dabei irrelevant, ob es sich um Opfer eines durchgeführten oder nur versuchten Zaubers handelt. Auch die Art des Zaubers (Schadenszauber, Heilungsauber) wird nicht unterschieden. Für die vorliegende Untersuchung wurde dieses Schema um die Gruppe „unklar“ erweitert, deren Bewertung als „neutral“ angegeben wird. Darunter fallen Personen, die in den Texten zwar erwähnt werden, die aber nichts mit dem Gerichtsprozess zu tun haben oder deren Rolle nicht eindeutig bestimmt werden kann.

Tabelle 2: Annotationsschema der Rolle im Gerichtsprozess

Rolle im Gerichtsprozess	Bewertung der Rolle
Kläger_in	positiv
Justiz ⁵	
Geschädigte_r	
Zeug_in	
Denunzierte_r	negativ
Angeklagte_r	
Anders/unklar	neutral

Die nun folgenden Kapitel stellen die Auswertung der so annotierten Daten dar. Zunächst wird in Kapitel 4 der Einfluss der Rolle im Gerichtsprozess für männliche und weibliche Personenbezeichnungen analysiert. Kapitel 5 widmet sich dem Lemma als möglichem Faktor der

⁵ Diese Gruppe umfasst Richter, Henker, Gerichtsschreiber und Schöffen und enthält ausschließlich männliche Referenten.

Majuskelsetzung und Kapitel 6 verbindet den Einfluss von Gender und Rolle mit einem Permutationstest.

4 Einfluss von Gender und Rolle auf die satzinterne Großschreibung

Schon ein erster Blick auf die Ergebnisse zeigt einen deutlichen Unterschied bei der Großschreibung von Bezeichnungen für Männer und Frauen: Insgesamt werden 55 % aller Personenbezeichnungen großgeschrieben. Während von 918 Frauenbezeichnungen 42,2 % mit Majuskel vorkommen (387), werden 72,8 % (641) der 881 Männerbezeichnungen großgeschrieben. Substantive, bei denen eine klare Zuordnung zu diesen beiden Gruppen nicht möglich ist, weisen ebenfalls in weniger als der Hälfte aller Vorkommen Großschreibung auf (43,4 %, 142 von 327). Diese Zahlen entsprechen den Ergebnissen von Barteld et al. (2016), die für Frauenbezeichnungen 45 % und für Männerbezeichnungen 71 % Großschreibung festgestellt haben. Im weiteren Verlauf dieses Aufsatzes werden die Substantive mit unklarer Genderzuordnung nicht weiter berücksichtigt.

Wie Abbildung 1 zeigt, sind die Rollen in den Gerichtsprozessen und das Gender der genannten Personen eng miteinander verknüpft: Weibliche Personen machen den Großteil der Angeklagten und Denunzierten aus. Männliche Personen treten in diesen Rollen vergleichsweise selten auf. Stattdessen dominieren sie erwartungsgemäß die Justiz-Gruppe. Auch treten sie wesentlich häufiger in Kontexten auf, die nicht mit dem Gerichtsprozess in Verbindung stehen („anders“). In der Gruppe der Geschädigten sind Männer- und Frauenbezeichnungen in absoluten Zahlen beinahe gleichauf (174 bzw. 149 Token).

Großschreibung von Personenbezeichnungen

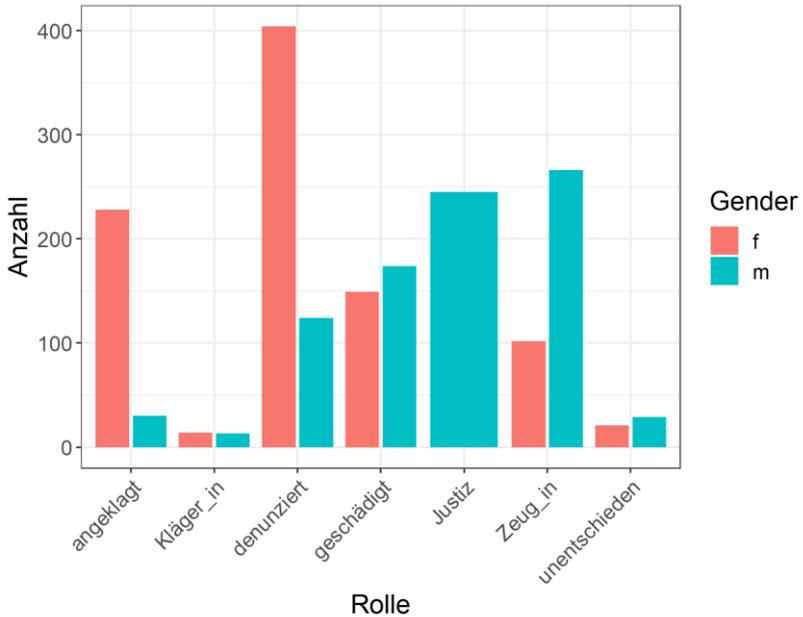


Abbildung 1: Rolle und Gender der in den Texten vorkommenden Personen (X-squared = 621.28, df = 6, p-value < 0,01)

Im Folgenden wird der Einfluss der Rolle im Gerichtsprozess auf die Großschreibung pro Gender einzeln betrachtet.

4.1 Einfluss der Rolle auf die Großschreibung der Frauenbezeichnungen

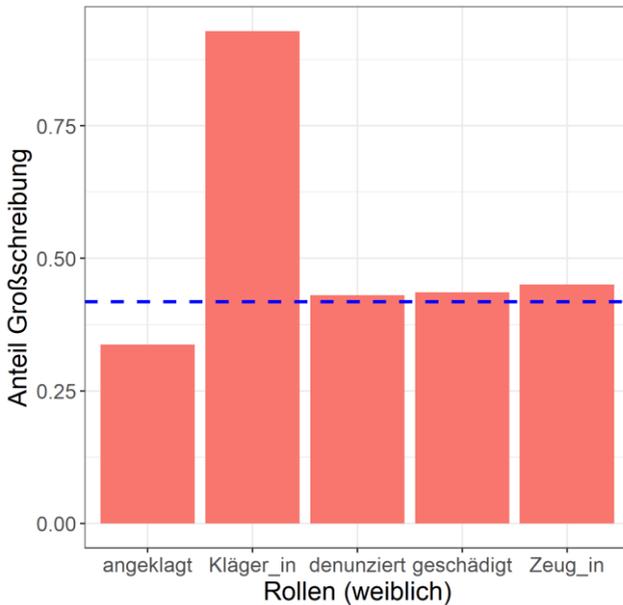


Abbildung 2: Anteil der Großschreibung von Frauenbezeichnungen pro Rolle

Abbildung 2 zeigt den Anteil der Großschreibung für die verschiedenen Rollen, die weibliche Referenten im SiGS-Korpus einnehmen. Die gestrichelte Linie zeigt den durchschnittlichen Anteil von 42 % Majuskelsetzung für alle Frauenbezeichnungen an, denen eindeutig eine Rolle im Gerichtsprozess zugeordnet werden kann. Der Anteil der Großschreibung variiert je Rolle stark: Angeklagte Frauen werden zu 34 % großgeschrieben, während Klägerinnen mit 93 % beinahe durchgehende Majuskelsetzung aufweisen. Letztere ist die einzige Gruppe, in der überhaupt mehr als die Hälfte der Substantive großgeschrieben wird (13 von 14) – allerdings handelt es sich mit 14 Token auch um die mit Abstand am seltensten vertretene Rolle. Das Lemma *Klägerin* wird in allen sieben Fällen

mit Majuskel geschrieben; das einzige kleingeschriebene Token aus der Gruppe der Klägerinnen gehört zu dem Lemma *Wittib*. Außerdem sind hier auch die Lemmata *Nachbarin*, *Mutter* und *Magd* vertreten, die alle großgeschrieben werden.

Die Gruppe der Angeklagten weist mit Abstand am wenigsten Großschreibung auf (34 %); Denunzierte, Geschädigte und Zeuginnen werden zu 43 % bis 45 % großgeschrieben. Die Rolle scheint somit nur für die am stärksten positiv (Klägerin) und am stärksten negativ (Angeklagte) belegten Substantive einen Einfluss auf die Großschreibung zu haben. Interessant ist daran, dass die andere stark negativ konnotierte Rolle „Denunzierte“ (im Vergleich zu Zeuginnen und Geschädigten) nicht zu einer verringerten Großschreibung führt, obwohl diese denunzierten Personen quasi automatisch zu Angeklagten in zukünftigen Prozessen wurden (es sei denn, sie waren zum Zeitpunkt der Aussage bereits tot, Hille 2009). Auch die Rolle „Zeugin“ führt nicht zu überdurchschnittlicher Großschreibung, obwohl die so eingeordneten Referentinnen als Helferinnen des Justizsystems fungierten.⁶

⁶ Die Bewertung der Rolle „Zeugin“ ist durchaus problematisch. Zwar sagen beinahe alle Zeug_innen für die Anklage aus und es finden sich fast ausschließlich negative Aussagen über die Angeklagten. Insofern müssten die Referent_innen positiv bewertet werden. Andererseits sind es teilweise Denunziationen aus vorangegangenen Verhören, die als Zeugaussagen herangezogen werden, sodass es sich bei den Zeuginnen gleichzeitig auch um Angeklagte handelt, die unter diesem Aspekt wiederum als negativ zu bewerten wären. Das Aktenmaterial ist allerdings nicht so vollständig überliefert, dass sich eine genaue „Taxonomie der Aussagen“ erstellen ließe.

4.2 Einfluss der Rolle auf die Großschreibung der Männerbezeichnungen

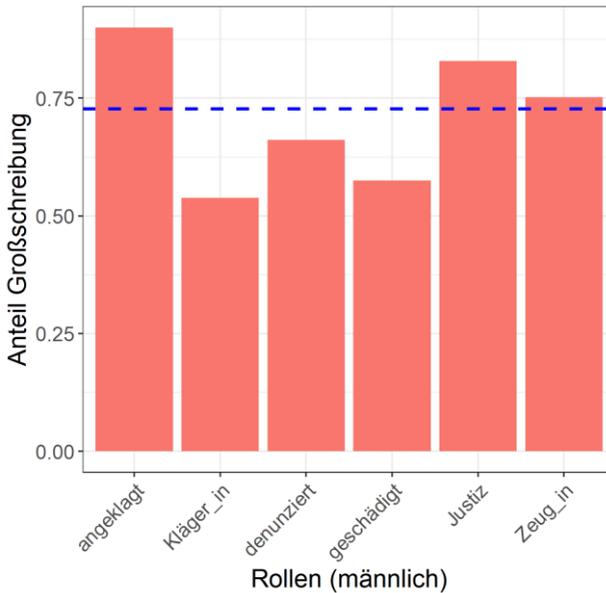


Abbildung 3: Anteil der Großschreibung von Männerbezeichnungen pro Rolle

Wie Abbildung 3 zeigt, weist die Majuskelsetzung bei den Bezeichnungen für männliche Personen andere Muster auf als die der weiblichen Personenbezeichnungen. Nur die Gruppe der Zeugen liegt mit 75 % in der Nähe des durchschnittlichen Großschreibungsanteils von 72 %. Insgesamt sind sich die Werte in Abbildung 3 ähnlicher als in Abbildung 2; der Großschreibungsanteil schwankt zwischen 54 % und 90 %. Somit weisen alle Gruppen Großschreibung in über der Hälfte aller Vorkommen auf. Im Vergleich zu den Frauenbezeichnungen zeigt sich eine Art Umkehrung des Majuskelsetzungsmusters: Es sind die angeklagten Männer, die zu 90 % (27 von 30) großgeschrieben werden und die Kläger, die nur in fünf von 13 Fällen Großschreibung aufweisen. Das Lemma *Kläger* wird hier bei fünf von sechs Vorkommen großgeschrieben. Das Lemma

Kuhhirt, das in der Gruppe der Kläger fünfmal vertreten ist, wird hingegen durchweg kleingeschrieben. Außerdem ist zweimal das Lemma *Sergeant* vertreten, das ebenfalls immer großgeschrieben wird.

Die positiv besetzte Gruppe der Justiz weist mit 83 % (203 von 245) Großschreibung den zweithöchsten Anteil auf. Auch die positiv konnotierten Zeugen weisen mit 75 % (22 von 29) einen hohen Anteil an Majuskelsetzung auf. Überraschend ist hingegen der verhältnismäßig niedrige Anteil der Großschreibung bei den Geschädigten: Diese haben mit 58 % Großschreibung (100 von 174) nach den Klägern den zweitgeringsten Anteil an Majuskelsetzung. Auf Grundlage dieser Ergebnisse lässt sich also für die Männerbezeichnungen nicht für einen Einfluss positiv und negativ besetzter Prozessrollen auf die Großschreibung argumentieren. Das folgende Kapitel wird mit dem Lemma einen weiteren möglichen Einflussfaktor analysieren.

5 Einfluss des Lemmas auf die Großschreibung

Ein Einfluss des Lemmas auf die Großschreibung wurde in der Forschung bereits mehrmals beobachtet (u. a. Bergmann & Nerius 1998, Barteld et al. 2016, Schnee 2017). Kaempfert (1980: 80) beschreibt in seiner Untersuchung eines Drucks aus dem 16. Jh. das Zusammenspiel zwischen Lemma und sozialer Bewertung des Referenten wie folgt: „[D]ie Versalienauszeichnung hängt am Wort, nicht am Rang der jeweils bezeichneten Person“. Das zeigt sich in dem von ihm untersuchten „Teuerdank“ darin, dass bspw. *Vater*, *Tochter* und *Herr* stets kleingeschrieben werden, auch wenn sie Mitglieder der Königsfamilie beschreiben. Wie sich dieses Prinzip auf die Hexenverhörprotokolle übertragen lässt, wird im Folgenden anhand der häufigsten männlichen und weiblichen Personenbezeichnungen illustriert.

Tabelle 3: Großschreibung bei unterschiedlichen Rollen der häufigsten weiblichen Personenbezeichnungen

Rolle	<i>Frau</i> groß/klein		<i>Weib</i> groß/klein		<i>Mutter</i> groß/klein		<i>Tochter</i> groß/klein	
	Angeklagte	13	15	3	27	8	3	1
Denunzierte	27	81	12	46	42	43	8	20
Geschädigte	13	29	2	11	1	0	1	5
Zeugin	2	0	3	3	1	1	2	4
anders	6	16	11	0	10	3	4	11
gesamt	61	141	20	97	63	50	16	48

Tabelle 4: Großschreibung bei unterschiedlicher Rolle der häufigsten männlichen Personenbezeichnungen

Rolle	<i>Mann</i> groß/klein		<i>Sohn</i> groß/klein	
	Angeklagter	0	0	15
Denunzierter	8	7	7	2
Geschädigter	17	2	10	4
Zeuge	5	0	3	1
Justiz	1	0	1	0
anders	68	9	13	6
gesamt	98	17	49	13

Tabelle 3 und Tabelle 4 zeigen die Frauen- bzw. Männerbezeichnungen, die jeweils häufiger als 50 mal im SiGS-Korpus auftreten. Im direkten Vergleich der beiden Tabellen wird unmittelbar klar, dass die Männerbezeichnungen unabhängig von der Rolle, die sie im Gerichtsprozess einnehmen, deutlich häufiger großgeschrieben werden. So wird *Sohn* überwiegend großgeschrieben – sogar in der Rolle des Angeklagten tragen alle 15 Fälle Majuskel – und auch *Mann* zeigt in keiner der Prozessrollen mehr Klein- als Großschreibung.

Auch andere Lemmata, die etwas seltener vorkommen, zeigen eindeutige Vorlieben, was die Großschreibung angeht. So werden bei *Junge* bspw. alle 15 Token mit Majuskel geschrieben, unabhängig von seinem Auftreten als Geschädigter oder Denunzierter. *Kuhhirt* wird hingegen in sieben von acht Fällen kleingeschrieben.

Bei den Frauenbezeichnungen ist der Einfluss der Rolle hingegen groß, wie bereits im vorangegangenen Kapitel gezeigt wurde. Keines der in Tabelle 3 abgebildeten Lemmata kommt als Klägerin vor, welches die Rolle mit der meisten Majuskelsetzung unter den Frauenbezeichnungen ist. So zeigt sich in Tabelle 3 der größte Unterschied zwischen den Zeuginnen und den übrigen Rollen: Für *Frau* ist dies die einzige Rolle mit mehr Groß- als Kleinschreibung und *Weib* erlangt nur in dieser Rolle ein Gleichgewicht zwischen Minuskel und Majuskel.

Einzig die Majuskelsetzung bei *Mutter* zeigt möglicherweise lemmabedingte Auffälligkeiten: Anders als die anderen Frauenbezeichnungen weist *Mutter* nicht nur insgesamt mehr Groß- als Kleinschreibung auf, sondern es scheint dabei auch die Bewertung der Prozessrolle nicht ins Gewicht zu fallen. Beim Auftreten als Angeklagte stehen acht Großschreibungen drei Kleinschreibungen gegenüber und für die Denunzierten sind Groß- und Kleinschreibung gleichauf (42 bzw. 43 Token). Eine mögliche Erklärung könnte eine insgesamt positive Konnotation des Lemmas *Mutter* durch die Verbindung mit Maria, der Mutter Gottes, sein, auch wenn alle Fälle, in denen *Mutter* diese übermenschliche Referentin beschreibt, von der Untersuchung ausgeschlossen wurden.

Im Gegensatz zu der rollenabhängigen Großschreibung, wie sie in Kapitel 4 beschrieben wurde, scheint sich das Lemma also vor allem bei den Männerbezeichnungen auf die Großschreibung niederzuschlagen, während die Majuskelsetzung bei den Frauenbezeichnungen überwiegend von der Prozessrolle abhängt. Im nächsten Kapitel wird das Ergebnis eines Permutationstests präsentiert, der die bis hierhin vorgestellten Einflussfaktoren miteinander kombiniert.

6 Permutationstest

Mit dem statistischen Verfahren der Conditional Inference Trees können die in den vorangegangenen Kapiteln einzeln untersuchten Faktoren zusammengeführt werden. Mithilfe des Pakets *party* (Hothorn et al. 2018) wurde in der Software R (R Core Team 2018) ein Permutationstest durchgeführt und ein Conditional Inference Tree erstellt (vgl. Schmitt in diesem Band). Als Zielvariable wurde die Großschreibung der Substantive definiert, als unabhängige Variable fungieren *Gender* und *Rolle im Gerichtsprozess*. Das Lemma konnte nicht berücksichtigt werden, da es zu viele unterschiedliche Ausprägungen hat.

Der Permutationstest erstellt auf den tatsächlichen Daten basierende zufällige Muster. In einem Schritt werden bspw. die Genderannotationen zufällig über alle untersuchten Substantive verteilt. Dann wird die Vorhersagekraft der randomisierten Variable *Gender* mit der Vorhersagekraft der Kategorie *Gender* in den tatsächlichen Daten verglichen (Levshina 2015: 292). So wird überprüft, ob der Zusammenhang des Genders mit den übrigen Annotationen nur zufällig ist oder ob den Daten signifikante Muster zugrunde liegen.

Mithilfe dieses Permutationstests wird nun ermittelt, welche Ausprägungen der zuvor definierten Variablen die Verteilung der Groß- und Kleinschreibung am besten vorhersagen. Anhand dessen werden die Daten in zwei Gruppen geteilt und wiederum die Ausprägungen der Variablen ermittelt, die in diesen Teildatensätzen die Majuskelverteilung am besten vorhersagen. Diese Teilung wird solange wiederholt, bis die Daten nicht weiter in signifikant voneinander verschiedene Gruppen unterteilt werden können. So entsteht ein Conditional Inference Tree, dessen „Blätter“ Gruppen darstellen, deren Großschreibungsverhalten sich signifikant voneinander unterscheidet (Levshina 2015: 291).

Der errechnete Conditional Inference Tree teilt die Daten zunächst in weibliche und männliche Personenbezeichnungen auf. *Gender* ist somit als zentrale Vorhersagevariable für die Großschreibung in dem untersuchten Korpus anzusehen. Auf der Ebene darunter werden die Ergebnisse aus Kapitel 4 bestätigt: Bei den Frauenbezeichnungen werden die

Klägerinnen von den übrigen Rollen abgetrennt, da nur sie überwiegende Großschreibung aufweisen. Bei den Männerbezeichnungen bilden Angeklagte, Justiz, Zeugen und unentschiedene Fälle gemeinsam eine Gruppe mit erhöhter Großschreibung. Dem gegenüber stehen Kläger, Denunzierte und Geschädigte mit vergleichsweise verringertem Majuskelanteil. Die Rolle hat also signifikanten Einfluss auf die Großschreibung der Männerbezeichnungen, aber es zeigen sich keine Unterschiede, die durch eine positive oder negative Bewertung dieser Rolle gekennzeichnet sind.

7 Zusammenfassung: Evaluative Kleinschreibung

Die Analyse der satzinternen Großschreibung von Personenbezeichnungen unter dem Einfluss von Gender, der Rolle im Gerichtsprozess und Lemma hat folgende Erkenntnisse zu Tage gefördert: Zunächst einmal lässt sich festhalten, dass die Ergebnisse von Barteld et al. (2016) und Schnee (2017) größtenteils repliziert werden können. Gender ist die Variable, die die Großschreibung der Personenbezeichnungen am besten vorhersagt: Frauen werden im SiGS-Korpus insgesamt seltener großgeschrieben als Männer.

Für die Frauenbezeichnungen kann zudem ein Einfluss der Rolle im Gerichtsprozess ermittelt werden: Bezeichnungen für Referentinnen, die in der stark negativ besetzten Rolle der Angeklagten auftreten, werden nur selten großgeschrieben; die sehr positive Rolle der Klägerin hingegen führt beinahe durchgehend zu Großschreibung. Für die restlichen Rollen liegt der Anteil bei 43-45 %, wobei die Zeuginnen etwas mehr Großschreibung aufweisen als Geschädigte und Denunzierte. Der Rolleneffekt beschränkt sich also vornehmlich auf die extremen Positionen, wobei zu bedenken ist, dass für die Rolle der Klägerin nur 14 Token im Korpus vorhanden sind.

Für die Männerbezeichnungen ergibt sich ein anderes Bild: Auch hier verhalten sich die verschiedenen Prozessrollen signifikant unterschiedlich bzgl. ihrer Großschreibung. Doch kann hier kein Zusammenhang mit der positiven oder negativen Konnotation dieser Gruppen festgestellt

werden. Ganz im Gegenteil weisen angeklagte Männer den höchsten Anteil an Großschreibung auf und Ankläger den niedrigsten. Auch hier liegen allerdings verhältnismäßig kleine absolute Zahlen vor, sodass diese Ergebnisse mit Vorsicht betrachtet werden müssen. Das Großschreibungsverhalten der übrigen Rollen zeigt jedoch ebenfalls keine Muster, die darauf schließen lassen, dass im Gerichtskontext negative Referenten seltener großgeschrieben werden als positive. Zusätzlich lässt sich feststellen, dass die Majuskelsetzung bei den Männerbezeichnungen stärker durch das Lemma bedingt ist als bei den Frauenbezeichnungen. *Sohn* und *Mann* werden bspw. unabhängig von ihrer Rolle im Prozess überwiegend großgeschrieben.

Aus diesen Unterschieden lässt sich die Erkenntnis ableiten, dass sich die satzinterne Großschreibung bei den Männerbezeichnungen um 1600 bereits weitgehend durchgesetzt hat. Für die Frauenbezeichnungen kann ein solch allgemeines Urteil nicht gefällt werden; die Majuskelsetzung hängt stark davon ab, *welche* Frau bezeichnet wird: Der Majuskelanteil schwankt erheblich in Abhängigkeit von der Rolle, die die Referentin im Gerichtsprozess innehat. Die stark negativ konnotierte Rolle der Angeklagten unterliegt somit einer „evaluative[n] Kleinschreibung“ (Dücker et al. angen.), mithilfe derer unliebsame Frauen, die als sog. „Hexen“ gegen die gesellschaftliche Ordnung verstoßen, als Fremdkörper innerhalb dieser Gesellschaft markiert und damit abgewertet werden. Die einzigen weiblichen Personenbezeichnungen, die einen ähnlichen Majuskelanteil wie die Männerbezeichnungen erreichen, sind die Frauen, die aktiv an der Hexenverfolgung teilhaben, indem sie Personen anklagen.

Gender und soziales Ansehen sind bei Weitem nicht die einzigen Faktoren, die eine Rolle bei der Entwicklung der Großschreibung von Substantiven spielen. Sie sind aber (neben Region, Belebtheit, Konkretheit, Frequenz und Agentivität) weitere Puzzlestücke, die dabei helfen können, den komplexen Vorgang des graphematischen Wandels, der sich ohne verbindliches Regelwerk überregional durchgesetzt hat, zu verstehen.

Es gilt nun, diese Ergebnisse an weiteren Textsorten zu validieren. Nur so lässt sich herausfinden, ob diese evaluative Kleinschreibung eine Erscheinung speziell der stark sexistisch geprägten Hexenverhörprotokolle ist

oder ob sie sich auch in anderen Handschriften wie etwa Briefen und Urkunden oder sogar in lektorierten Drucktexten finden lässt. Dafür bedarf es weiterer Korpusprojekte, die historische Texte linguistisch fundiert aufbereiten und die so entstandenen Korpora frei für andere zur Verfügung stellen.

Literatur

- Barteld, Fabian, Stefan Hartmann & Renata Szczepaniak (2016): The usage and spread of sentence-internal capitalization in Early New High German: A multifactorial approach. *Folia Linguistica* 50 (2), 385–412.
- Bergmann, Rolf (1999): Zur Herausbildung der deutschen Substantivgroßschreibung. Ergebnisse des Bamberg-Rostocker Projekts. In Walter Hoffmann (Hg.): *Das Frühneuhochdeutsche als sprachgeschichtliche Epoche*. Werner Besch zum 70. Geburtstag. Frankfurt am Main: Lang, 59–80.
- Bergmann, Rolf & Nerijs, Dieter (1998): *Die Entwicklung der Großschreibung im Deutschen von 1500 bis 1710*. Heidelberg: Winter.
- Dücker, Lisa, Stefan Hartmann & Renata Szczepaniak (angenommen): Satzinterne Großschreibung in Hexenverhörprotokollen. Eine multifaktorielle Analyse des Majuskelgebrauchs. Pragmatische, semantische und syntaktische Einflussfaktoren. In Lisa Dücker, Stefan Hartmann & Renata Szczepaniak (Hg.): *Hexenverhörprotokolle als Korpus*. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Hille, Iris (2009): *Der Teufelspakt in frühneuzeitlichen Verhörprotokollen: Standardisierung und Regionalisierung im Frühneuhochdeutschen*. Berlin, New York: De Gruyter.
- Hothorn, Torsten, Kurt Hornik, Carolin Strobl & Achim Zeileis (2018): *party: A Laboratory for Recursive Partytioning*. Version 1.3–1.

- Kaempfert, Manfred (1980): Motive der Substantiv-Großschreibung: Beobachtungen an Drucken des 16. Jahrhunderts. *Zeitschrift für deutsche Philologie* 99, 72–99.
- Krause, Thomas & Zeldes, Amir (2016): ANNIS3: A new architecture for generic corpus query and visualization. *Digital Scholarship in the Humanities* 2016 (31).
- Levshina, Natalia (2015): *How to do linguistics with R: Data exploration and statistical analysis*. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins.
- Moulin, Claudine (1990): *Der Majuskelgebrauch in Luthers deutschen Briefen (1517–1546)*. Zugl. Diss. Univ. Bamberg, 1989. Heidelberg: Winter.
- R Core Team (2018): *R. A language and environment for statistical computing*. R foundation for statistical learning. Version 3.5.0. Wien. <https://www.R-project.org/>
- Schnee, Lena (2017): Gender und Großschreibung. Misogynen Einfluss in der Entwicklung der satzinternen Großschreibung im Frühneuhochochdeutschen. Unveröffentlichte Hausarbeit, Universität Hamburg.
- Szczepaniak, Renata & Fabian Barteld (2016): Hexenverhörprotokolle als sprachhistorisches Korpus. In Sarah Kwekkeboom & Sandra Waldenberger (Hg.): *Perspektivwechsel oder: Die Wiederentdeckung der Philologie*. Bd. 1 Sprachdaten und Grundlagenforschung in der Historischen Linguistik. Berlin: Erich Schmidt.
- Weber, Walter Rudolf (1958): *Das Aufkommen der Substantivgroßschreibung im Deutschen: Ein historisch-kritischer Versuch*. Zugl. Diss. Univ. Bern, 1952. München: Uni-Druck.

Trauma in the poetry of the Great War: Vera Brittain and the language of gender equality

Von Kerstin-Anja Münderlein

1 Introduction: The Great War and Its Poetry

When the Great War ended in 1918 after four years of fighting an industrialised, total war without precedent, the initial euphoria and later disillusionment of the British people towards the war had created an enormous literary output of mostly poetry. This poetry, collected in anthologies which would become the “age’s most representative literary medium” (Kendall xviii), was mainly written by soldier-poets, such as Rupert Brooke, Wilfred Owen, Isaac Rosenberg, or Siegfried Sassoon, and soon came to be established as “the barometer for the nation’s values,” as Tim Kendall writes (xv). The picture of the active soldier penning poetry in the midst of battle has long determined the reception of wartime poetry, especially because soldier-poets seemingly provided the more authentic voices of the war because of their combat experience (Stout 58). Their literary representations of the war arguably influence today’s remembrance even more than actual historiography (Loughran 97). Consequently, the focus on individualised representations of trauma and suffering interspersed with patriotism, camaraderie and the effects of shell shock¹ acquired in battle pervade the public perception of the war even a century on. Specifically, the foregrounding of shell shock, which is so often found in soldier-poetry, takes a special importance, according to Tracey

¹ The term “shell shock” needs to be treated with caution. Even though it tends to be translated as ‘post-traumatic stress disorder,’ Tracey Loughran points out that “the historical construct of shell shock does not correspond to the historical construct of PTSD” (Loughran 103). Instead of comparing symptoms, shell shock should be regarded as a historical disease and read from within this frame (113).

Loughran, “because of the place of this conflict in the modern (particularly British) cultural landscape” (97).

In recent years, however, the limitation of wartime poetry to the writings (and experiences) of soldier-poets has increasingly been criticised as providing a “distorting and ultimately an invalid emphasis” (Stout 58). In particular, women’s contribution to the war and its literature has long been forgotten or overshadowed. With the appearance of Catherine Reilly’s poetry collection *Scars Upon My Heart* in 1981, which is composed entirely of female writers of the Great War, interest in women’s war writing rose considerably. By 2018, the anniversary of the end of the war, women’s war efforts and literary works have been given much more room, since, as Janis P. Stout claims, “the writings of these women [...] are fully as ‘essential’ to our understanding of the cultural response to the war as those of the soldier poets” (59). New studies on female writing during the Great War, such as Christine E. Hallett’s *Nurse Writers of the Great War* (2016), have furthermore given women’s writing serious consideration. Like their male contemporaries, women who lived during the war have suffered from post-traumatic effects and trauma is just as ubiquitous in women’s writing as it is in men’s.

The increasingly easy access to the poems written during the war (because of their availability online) together with the ever-expanding stock of academic studies of this material allows for an in-depth analysis of the language of trauma women used in their poetry as compared to soldier poetry. This paper intends to add to such an analysis by claiming that the language of trauma in women’s war poetry, exemplified by the poems of writer and feminist Vera Brittain (1893-1970), does not differ from that of men’s writing. While the depiction of war trauma can necessarily vary through the different spheres of activity men and women serving in the war covered, the trauma they suffered is equal. The poetic language they use to present and negotiate trauma is thus necessarily similar if not the same. To make this claim viable, this paper will focus specifically on three traumatic themes and their linguistic representation that pervade the poetry of the Great War, namely on fatigue during the war, survivor’s guilt

experienced during and after the war as well as the inability to fit into peacetime society after the end of the war.

First, this paper will first expand on the different kinds of trauma in the Great War to establish the potential traumata men and women had to face. Following that, it will elaborate on the connection of war trauma, language, and poetry, specifying the place wartime poetry has in the depiction of trauma. This paper will then provide a comparative analysis of the aforementioned themes of fatigue, survivor's guilt and the inability to fit in in soldier-poetry, exemplified by the poems of Siegfried Sassoon, who unlike many of his comrades survived the war, and Vera Brittain's poetry, which is here treated as an example of female wartime writing. To do so, Sassoon's "Does it Matter?," "Sick Leave," and "The Poet as a Hero" will be examined in comparison with Brittain's "Sic Transit," "Roundel," and "The Lament of the Demobilised." Both writers share similar ground to begin with in that they were active war participants, Brittain serving as a VAD nurse² in Malta and France, whose writings often return to the dominant motifs of war cruelty and loss. Their poetry, it can be assumed, is dominated by their own experienced at the front.

2 The Great War and Trauma

The Great War must be regarded as a European trauma equally suffered by men and women and its effects have affected societies across the continent for more than a century. Following Neil J. Smelser's appraisal, this war thus qualifies as a cultural trauma, which he defines as "a threat to a culture with which individuals in that society presumably have an

² The Voluntary Aid Detachment (VAD) was a civilian war volunteer organisation that trained female volunteer nurses. The VAD operated under the British Red Cross and the St John Ambulance Association (Hallett 187). Their training mainly consisted of "four aspects of nursing care: first aid and bandaging, sick-room cookery, hygiene, and home nursing" (187). The figure of the VAD nurse has taken up a special place of prominence in wartime writing. According to Deborah Gorham, they were idealised as "The Rose of No Man's Land' who succoured the wounded and soothed the dying" (98), thereby serving as epitomes of British women's patriotism and femininity in spite of their gruesome and grinding work in the field hospitals.

identification” (40). For a trauma to qualify as cultural trauma, it “must be remembered, or made to be remembered. Furthermore, the memory must be made culturally relevant, that is, represented as obliterating, damaging, or rendering problematic something sacred [...]. Finally, the memory must be associated with a strong negative affect” (36). All of this applies to the Great War and its remembrance. As a result of such unprecedented industrialised warfare and the thus unknown magnitude of cruelty in war, the “concern with ‘shell shock’ and the war neuroses in general [...] firmly established battlefield experiences as a species of trauma” (56).

The remembrance of the Great War is inextricably intertwined with trauma, yet recently, historical revisionism has started to question the depiction of the war through the lens of mainly soldier-poetry. There appears to be a “schism between literary and historical approaches” to the war, as Loughran writes (99), with several historians lamenting the emphasis of trauma that has come to dominate the representation of the war (98). This “‘rats, gas, mud and blood’ image of the war” (Ross 43) does not accurately correspond to the general evaluation of the war during and immediately after its conclusion, hence a call for a more positive or at least neutral depiction has been made (Loughran 98). Wilson J. Ross has convincingly argued against this revisionism by pointing out that despite the lengthy debate concerning the accuracy of the representation of the war, the popular memory, upheld by media such as film, serves various purposes and is thus too firmly embedded in the national discourse to dissolve easily or at all (Ross 44). The highly individualised focus of war narratives, especially in film, which tend to occupy a victim position via the participant, has also contributed to the continuation of the remembrance of war trauma (47; 53), thereby making it a historic trauma that constantly needs to be re-negotiated and re-assessed. “It is this sense of trauma,” as Ross aptly summarises, “that holds political, social and symbolic value; it provides a means of identification and it ensures that the memory of the conflict does not lapse into history” (54).

Besides revisionist history, “‘combat Gnosticism,’ the belief that combat presents a qualitatively separate order of experience that is difficult if not

impossible to communicate to any who have not undergone an identical experience” (Campbell 203) has long limited the understanding of the legitimacy of war poetry by ranking combat poetry above all other forms of wartime writing.³ The exclusivity of battlefield poetry as war poetry would effectively reduce the poetry of the Great War to nearly only soldier-poetry, thereby disregarding the majority of women’s writing. As Hallett and others have shown, however, female writers, serving as war volunteers (nurses, ambulance drivers, etc.), did contribute to battlefield poetry. Still, the inclusion of female voices from the battlefield does not solve this problem of undue exclusivity.

To insists that women are entitled to add their voices to the war’s poetry simply because they, too, played active roles near, if not in, the trenches is still to endorse too narrow a definition of war poetry. [...] [W]omen did experience the battlefield and its immediate effects, but [...] it does not matter. War is a total and totalizing social experience. Anyone who has lived through any of its effects [...] has experienced some aspect of the total experience of war. Authentic war poetry is written out of all these aspects of that total experience (Stout 63-64).

Hence, the inclusion of all voices of the war, whether combatant or not, is necessary to draw an encompassing picture of the trauma, cultural and individual, the Great War caused and left imprinted in English culture (and in any other participant country’s culture).

In taking stock of all voices, a full analysis of war trauma can thus counteract the limitation of the perception of war and allow for a deeper understanding of society at war. In addition, as Alice Templeton points out, “the poems of ‘authentic’ witness, many of which are journalistic in tone and stylistically interchangeable, most often sustain the war-dominated imagination they claim to write against” (44). Even though the dominant

³ Also see James Campbell’s groundbreaking essay “Combat Gnosticism: The Ideology of First World War Poetry Criticism” (1999). He discusses this phenomenon in detail and renews the discussion of the veracity and legitimisation of war poetry.

“rats, gas, mud and blood” narrative of the war must be regarded as a piece of cultural remembrance with significance in itself, the inclusion of more voices and the analysis of other forms of trauma than combat trauma should not be underestimated. For literary studies, these areas in particular provide an opportunity to study the effect and representation of trauma on and by men and women with their similarities and differences.

Through soldier-poetry, much of the suffering of war is highly gendered and exhibits strong elements of misogyny. Siegfried Sassoon’s “Glory of Women” and “Their Frailty” attest to this misogyny, which Sandra M. Gilbert and Susan Gubar have studied in detail in volume 2 of their monograph *No Man’s Land. The Place of the Woman Writer in the Twentieth Century*. Specifically, they write that “in poems by such representative contemporary artists as Siegfried Sassoon, Wilfred Owen, Isaac Rosenberg, and D.H. Lawrence the unmaning terrors of combat lead not just to a generalized sexual anxiety but also to an anger directed specifically against the female, as if the Great War itself were primarily a climactic episode in a battle of the sexes that had already been raging for years” (260). The soldiers’ very real fear of being wounded in battle, which could lead to emasculation due to physical or psychological scarring, must always be connected with women since they were the volunteer nurses that tended to the wounded. A woman could very likely be the first person an injured soldier sees when he awakes from unconsciousness in hospital. Her ministrations, potentially informative for the nurse herself, were potentially perceived as exploitation (287).

The battlefield beyond the actual line of fighting was a zone far from the male-only homosocial camaraderie celebrated in some soldier-poetry. In addition, while this zone limited men to the front line or the hospital, effectively “confining them as closely as any Victorian woman had to be confined” (318), it simultaneously afforded the women volunteers an expansion of their world. “Tens of thousands of women,” as Hallett states, “prepared themselves for war service [...] and their eagerness to volunteer for overseas service can be understood as part of this desire to be an integral element of the war effort” (171). In so doing, the women in active service could not only be ideal observers of the war (171), they also took

the unprecedented opportunity of leaving the confines of the household. Consequently, “despite the massive tragedy that the war constituted for an entire generation of young men – and for their grieving wives, mothers, daughters, and sisters – it also represented the first rupture with a socioeconomic history that had heretofore denied most women chances at first-class jobs – and first-class pay” (Gilbert and Gubar 276).

Despite the importance of women on the battlefield, their potentially threatening independence and presence in formerly male-dominated areas might have been one of the reasons why women’s voices were obscured or muted after the war. Their trauma was dismissed in favour of the more prominent sufferings of the physically or psychologically wounded male veterans. After the war, “women’s memories and experiences with trauma were relegated to a secondary status as the patriarchy reasserted itself.” (Crouthamel and Leese 4). This enforced relegation into obscurity has no basis in the actual quality of women’s writing because their evaluation of war trauma is just as trenchant as their male contemporaries’.

3 Trauma and the Language of Trauma in Poetry

The facts of the Great War and its effect on Europe as a cultural trauma have been thoroughly researched by now, or, as Smelser writes, “the study of trauma is by now an industry and its literature is mountainous” (31). Consequently, this rise in trauma studies has “fundamentally changed the ways in which we approach the history of psychological illness and the effects of war” (Crouthamel and Leese 5). The ground-breaking trauma studies of the 1990s, such as Cathy Caruth’s works (e.g. *Unclaimed Experience*, 1996), have been re-examined and new clinical studies, for example shown in Richard McNally’s *Remembering Trauma* (2003), have necessitated a change in the understanding of (literary) trauma theory. In drawing on McNally’s results, Joshua Pederson proposed a revised understanding of literary trauma theory and purports that traumatic memories are memorable as well as speakable (338) (not unclaimed and eluding

description), thereby somewhat deflating the importance of literature as the only means of rendering trauma accessible (349).

In her 2004 article “Troping Trauma: Conceiving (of) Experiences of Speechless Terror,” Rosemary Winslow specifies this speakability of trauma further and approaches trauma from a poetological perspective. Like Pederson, Winslow criticises some trauma theorists’ focus on the inevitable “gaps” trauma causes in language.

To read trauma narratives as having ‘gaps,’ as mere metonymic displacement of fragments of events and fragmentation of the everyday world – as unfortunate interference (Langer) or unfortunate absence (Caruth) – is to ignore both aims of the genre and tropical language that is *in* the so-called gaps. It is to ignore the language, and thus the experience the writer is deeply intent on conveying (609).

Instead, Winslow suggests that the metaphorical and metonymic language found in traumatic texts deserves more attention because of the interplay of abstracting meaning through metaphor and holding these abstractions in tension through metonymy (608). She goes on to claim that “[a]lthough a traumatic event may happen to large groups of people, it always happens to each person – to each body, mind, and spirit. [...] To understand trauma narratives, then, we have to look inside, not just for facts of events but for the language that binds meaning and significance to them” (608-609). The language of such narratives (and, by extension, I would argue, also poetry) is in itself telling as it relies heavily on the use of tropes, because of the trauma world’s density of image and emotion (613). The language with which the trauma is addressed or expressed is thus necessarily more symbolic than ordinary language. In addition, the usage of tropes provides a common language between the ordinary world and the discontinuous trauma world (613) and enables the speakability of trauma through poetic means.

Winslow’s plea is thus for an individualisation of the study of war trauma with a clear focus on the tropology of the poetic language used in trauma writing. As Ross’s analysis of the remembrance of the Great War in film

(referenced above) has shown, Winslow is far from the only scholar demanding such an individualisation. In keeping with her, Crouthamel and Leese assert that because of the complexity of the traumatic responses to the Great War, historians need to devote more room to the exploration of personal experiences with trauma in its determination through the sufferer's social, political and cultural conditions (2-3).

For the individual sufferer, a traumatic event is a *separate* world, because it is outside everyday experience and thus outside ordinary language, which developed in and from the everyday, ordinary, consensual world to give meaning to everyday reality. [...] And because the everyday ordinary world and its concepts are rendered meaningless in the total shift outside of it, another world is created that is discontinuous: the trauma world is thus made through a metaphoric process. It exists outside of the ordinary – side-by-side (Winslow 609).

This other world can allow for a displacement or a re-definition of social rules, which are overthrown and questioned through the traumatic events. Consequently, the immediacy of trauma to the sufferer and her/his depiction of it need not be bound to real-world notions of gender or the gendering of traumatic suffering. Trauma, thus, equalises and foregrounds certain elements of suffering. These, however, can certainly be gendered spaces but once they focus specifically on suffering, they tend not to be. The following examples of trauma poetry, written during or shortly after the Great War, shall both satisfy the need for individualised analyses of war trauma and exemplify the closeness of the poetic language used in its depiction.

4 Trauma in Brittain and Sassoon

Since Brittain and Sassoon both saw and lived through battle, much of their poetry falls into the category of witness poetry and their authority, even in a narrow understanding of wartime poetry, has been questioned neither by contemporaries nor by scholars. Among the poets of the Great

War, both are regarded as figures of identification for their respective groups – Sassoon as an officer and Brittain as a voluntary nurse. Yet, even though Brittain is the best-known female writer of the war, especially through her autobiography *Testament of Youth* (1933), she has, until recently, received much less critical attention than Sassoon. Through an increase in studies on and biographies of Brittain, such as Mark Bostridge's and Paul Berry's *Vera Brittain: A Life* (1995), or Deborah Gorham's *Vera Brittain: A Feminist Life* (1996), Brittain has become more widely known. Her autobiography, according to Gorham, "provided one of the most famous, most frequently quoted and, it is generally agreed, most reliable accounts of VAD nursing" (98-99).

Both writers also exhibited traces of shell shock during or after the war. In 1917, Sassoon was hospitalised for some time at Craiglockhart War Hospital after he had withdrawn from combat and protested against the war (Lowe 52) suffering from shell shock. Brittain's war trauma erupted only after she had returned to Somerville College in Oxford after the war had ended (Peterson 33). However, while Sassoon was mostly preoccupied with a sense of guilt at having (temporarily) left his comrades behind (Lowe 53), Brittain suffered from a different problem, namely the gendered understanding of war trauma and the general inability to properly address the traumata women sustained during the war. "Had Brittain been a man, her symptoms would surely have been attributed to some form of shell shock or war neurosis. However, active participation in the First World War was still widely perceived as a male preserve and so too were war neuroses" (Peterson 36). Even Brittain herself, who after her war service must have been able to recognise the symptoms of shell shock correctly (33), failed to describe her condition as shell shock and used the term 'nervous breakdown' instead. Thereby she attests to the gender gap in the appraisal of war trauma because shell shock has usually been understood as a masculine and nervous breakdown as a feminine disorder (48).

Brittain's and Sassoon's own suffering during the war and after can be traced in their poetry (if we assume that the poetic personae of these individual poems are the respective writers themselves). Their poems are

replete with a variety of trauma and loss, which resurfaces through the poetic language and is easily unearthed. Although the past may be buried in a person's mind, the need to remember, with poetry searching the poet's psyche in the process, "may bring back a host of responses that cannot always be controlled effectively" (Lowe 54). Some forms of trauma might even be beyond control after all. What is apparent, however, is trauma and remembrance's function as leveller. Both Brittain's and Sassoon's trauma move within the same themes: fatigue, survivor's guilt, and the inability to fit in. Furthermore, the language used to depict these themes is equally similar, which emphasises the reading of trauma as leveller. Despite the gender gap in the war experiences themselves or the assessment of the ensuing trauma, the effect on the individual is the same on the linguistic level. Both writers work with a degree of abstraction and concretisation, the metaphors and metonymies Winslow analyses, to render their trauma speakable despite the abstract nature of the trauma itself.

4.1 Fatigue

Fatigue, an intense form of tiredness stretched over a longer period, is probably one of the most dominant effects of war on its participants. The constant need to be alert to ensure one's own survival exhausts the sufferer and slowly wears them out. Here, however, fatigue does not only refer to the physical sensation of extreme tiredness but also to the emotional and psychological exhaustion the war, with its constant danger to life and limb (to oneself or (a) loved one(s)), causes.

Brittain's "Sic Transit" (ST) provides the best example of fatigue in this sample, as the poem is framed by the sentence, "I am so tired" (ll. 1 and 9). The persona openly attests to her tiredness, yet without specifying it (physical, psychological or emotional). Although "tired" is a predominantly physical sensation, the rest of the poem does not refer to the persona's or any other body. Instead, the persona appears to be emotionally drained, suffering from a loss of belief as a result of the losses she has so far undergone. The loss of "all [she] loved the best" (l. 4) and "the Highest whereto [she] aspired" (l. 7) has quenched her desire to move forward and

she is now trapped within “an idle hopeless quest” (l. 6). The nature of her losses is also open to interpretation: While line 7 (“the Highest”) rather points to an abstract loss of conviction, motivation or faith, line 4 (“all I loved the best”) can either be read in the same way or as a reference to the people she has lost during the war. The accumulated usage of words from the semantic fields of “death” and “physical absence,” namely “dying” (l. 2), “gone” (l. 5), “passes away” (l. 6) and “vanished” (l. 7), together with the Latin title “Sic Transit,” which translates as “so passes away” increases this double meaning.

In contrast to Brittain’s poem, whose focus on mental and physical fatigue is unmissable, Sassoon’s “The Poet as a Hero” (TPaaH) exhibits more subtle traits of fatigue. Instead of feeling emotionally or physically drained, the persona suffers from disillusionment, that is, from a fatigue of conviction. After having started out as an avid supporter of the war, his “ecstasies changed to an ugly cry” (l. 4). Now, the persona’s disillusionment with the war, which is established in the first stanza already, has made him “sa[y] good-bye” (l.9) to his former enthusiasm. By reassuring the reader that “once I sought the Grail, / Riding in armour bright, serene and strong” (ll. 5-6), Sassoon showcases the effect of fatigue and disillusionment on even the most convinced of soldiers. In choosing the language of the Grail quest⁴, Sassoon apparently appreciates the soldiers’ enthusiasm of the early war instead of damning it, yet at the same time he deems his former enthusiasm an “old, silly sweetness” (l. 3). His change has been brought about by the actions of war, as stanza three shows. He has said “good-bye to Galahad” (l. 9) and is no longer the valiant knight he has formerly imagined himself to be (l. 10). Instead, he is now consumed by “lust and senseless hatred” (l. 11), the very opposite of the Grail quest. Like Brittain, whose persona has lost “the Highest whereto [she] aspired” (ST l. 7), Sassoon’s persona has departed from the good and valiant alluded to by the language of the Grail quest. His active participation in the cruelties of the war (“Wound for red wound I burn to smite their

⁴ Also see Paul Fussell’s *The Great War and Modern Memory* (1975) for a more detailed analysis of the relevance of the language of the grail quest in war literature.

wrongs," TPaaH l. 13) as well as his losses, such as the "killed friends" (l. 12), drive him to seek absolution in his songs (l. 14). Like Brittain's persona, Sassoon's has lost all conviction. Unlike Brittain's, however, Sassoon's persona needs to strive for absolution due to the active share he has had in the war.

Although the form of the two poems differs significantly, with Sassoon's sonnet providing the much more conventional one compared to Brittain's nine-line single stanza, the language of fatigue in both poems is remarkably similar. Both poets focus on the dismissal of their personae's high hopes and aspirations, which has caused their respective fatigue. Both rely on metaphors to describe their emotional development, a device specific of traumatic writing as Winslow has shown. Brittain references the "dying sun [which] incarnadines the West" (ST l. 2) as an image of the war, which tinges every aspect of her life so that every outlook she has on life ("every window," l. 3) is determined by the war ("with its gold is fired," l. 3). "[I]ts gold" in line 3 could either be read literally as the light of intense shelling visible during the night or again in a figurative sense as the all-encompassing "light" of the war which dominates every aspect of life for the persona.

Similarly to Brittain, Sassoon emphasises his persona's loss of faith. He describes his initial conviction as "Riding in armour bright, serene and strong" (TPaaH l. 6), which he dons in search of the Grail (l. 5). Yet, by the end of the poem, this conviction is gone together with the quest. These metaphors in both poems thus serve to illustrate the war trauma of fatigue both have undergone. Despite the metaphorical language, however, the poems also exhibit a degree of literal language regarding loss and injury (shown above for Brittain). In Sassoon, this only happens in the last stanza, the sestet of his sonnet, where he uses "killed friends," "wound for red wound" and "smite" in brief succession (ll. 12-13). Hence, while the poems appear rather dissimilar at first glance, they share common ground in their theme (fatigue) as well as in their poetological language.

4.2 Survivor's Guilt

Like fatigue, survivor's guilt is another condition many war veterans experience and the trauma of having outlived one's friends, comrades or loved ones is explicitly dealt with in Brittain's "Roundel" (R) and Sassoon's "Sick Leave" (SL). Both poems present a persona traumatised by the loss of lives in the war and their inability to continue living their own lives.

In "Roundel," Brittain's persona mourns the loss of a loved one and states that her loss will impede the normal course of her life from now on. "Because you died," the explanation of this inability to continue, frames the poem in the first and last line, just as "I am so tired" frames "Sic Transit," thereby making the loss the framework in which the persona is now locked. While the poem is clearly about loss, the element of survivor's guilt is also subtly present. It is plainest in lines 6 and 7: "The many lesser loves that still remain, / But find in none my triumph and my pride." Here, the persona takes up an inferior position in comparison to the addressee because only with his help would she have been able to find triumph and pride. The "lesser loves" can either point to her endeavours or to actual lovers she might have after the war. In the first reading, which is also underlined by line 10 ("For every striving now shall nothing gain"), anything she does will never be as worthy as the endeavours she strove for while the addressee was still alive. In the second reading, all living persons (including herself) can only take second place after the deceased. For Brittain, survivor's guilt is thus found in this devaluation of life after the loss and her own efforts to continue.

Sassoon's "Sick Leave," on the other hand, provides a much more outspoken and direct reading of survivor's guilt. His persona is also unable to move forward and shows a feeling of deficiency in comparison with the deceased. Like Brittain, he is haunted by the dead, but in a much more frightening way. His dead comrades appear at his bedside "When [he's] asleep, dreaming and lulled and warm," (l. 1) and accuse him of having left them in battle. Their accusations, however, are only echoes of his own guilt, as he admits in line 6: "They whisper to my heart; their thoughts are

mine.” His guilt dominates his every thought, waking and sleeping, and continues to haunt him in the morning when he again thinks “of the Battalion in the mud” (l. 11). Throughout the poem, it is made plain that the accusations given in direct quotes (lines 7-8 and 12-13) are his own to make against himself and that the ghosts of his fallen comrades are embodiments of his own guilt in leaving the war. Even though the title of the poem indicates that the persona has not left fighting for good but is only on a sick leave, and thus intends to return, his guilt at abandoning his comrades for even the briefest amount of time haunts him perpetually. Seeing that Sassoon himself spent some time in hospital due to shell shock, the poem also implies a certain guilt about having been incapacitated by the war, of potentially not having had enough strength to fight the trauma. In this reading, “Sick Leave” provides a similar understanding of the survivor as deficient in comparison to the fallen found in Brittain. Moreover, the survivor awakes “unfriended” (l. 9), left behind by the dead just like Brittain’s persona must continue living with lesser loves.

Again, both poems exhibit metaphorical language to voice the trauma of survivor’s guilt. Sassoon’s persona sleeps and wakes alone and “unfriended” (l. 9) to a “storm” (l. 3) with “slashing rain” (l. 10), and Brittain’s persona “wanders ever through the lone world wide, / Seeking the shadow of a dream grown vain” (R ll. 2-3). Both personae seem locked in the solitude of the lonely world or the thundering storm that effectively isolates them from human society. Their guilt drives them into this solitude, where at least Brittain’s persona believes she will remain for the rest of her life. For Sassoon’s persona, a return to his comrades and redemption is possible or even necessary, as lines 12 and 13 (SL) show: “When are you going out to them again? / Are they not still your brothers through our blood?” Hence, the two images, of the solitary world and the storm respectively, very aptly illustrate the personae’s degree of survivor’s guilt: for Brittain, it is irrevocable and her world has metaphorically become empty whereas for Sassoon, the storm that isolates him could still pass and allow him to return to battle. Brittain’s loss and her guilt at being left alive are permanent while Sassoon’s could still be temporary. So long as there is the chance of redeeming oneself by returning, the feeling of guilt

is potentially ephemeral; only once the war has ended will it become durable (Lowe 52-53). Despite this potential for redemption, the trauma sustained by presuming oneself to be lesser than the fallen must not be underestimated or relativized, for it is as valid as the trauma of fatigue.

4.3 Inability to fit in

While the previous two traumata are sustained during the war, the inability to fit into peacetime society will only become apparent once the war has ended. This inability, as Peterson summarises, was a common problem for returning active participants of the war and while it affected both genders, it was particularly hard on women, who were received with hostility upon their return (34). Specifically, Brittain herself found it difficult, if not impossible, to re-adapt to Oxford life: “Brittain astutely observed that women like herself were ‘[i]solated, as none of the men were isolated, from contemporaries who had shared the common experiences of wartime’ (Brittain, *Testament of Youth* 482, quoted in Peterson 34). Both Sassoon and Brittain attest to this difficulty in adapting to peacetime society (or rather peacetime society’s failure to accommodate and provide for the demobilised) in their poems “Does it Matter?” (DiM) and “The Lament of the Demobilised” (TLotD). These poems show that although there were several reasons for why the returned did no longer fit in, they faced similar problems.

In Brittain’s “Lament,” the eponymous demobilised are the female volunteers, such as Brittain herself, returning after the war to find that their peers have moved on without them. Those that did not go to war “just got on – / Got on the better since we were away. / [...] and men revered their names/ But never mentioned ours” (ll. 6-10). Besides having been forgotten, their peers even dismiss their war service (“no one talked heroics now,” l. 11) and treat them with contempt for having forgone their chances: “You threw four years into the melting-pot – / Did you indeed! [...] / The more fool you!” (ll. 13-16).

This condescending attitude the demobilised meet with is already established in the first four lines of the poem, which are filled with platitudes:

“You’re young. And then it must have been/ A very fine experience for you!” (ll. 3-4). Even though the war did indeed create unprecedented opportunities for women, the contempt, which those that seized upon those opportunities experience upon their return, seems to accompany them everywhere. The poem illustrates this by opening and closing with the seemingly “consoling” (l. 1) but actually deprecating comments of their peers. Eventually, the last line shows how deep this social rejection goes: “And we’re beginning to agree with them” (l. 17). Not only are the returned bereaved of their chances among their peers, they have even begun to retrospectively question their own service and thus their own decisions. Society has apparently no room for the demobilised and they start to embrace their marginalisation. As a direct result, their inability to fit in – or rather the rejection they witness – causes a trauma and a sense of social disorientation.

Sassoon’s war veterans, who are the topic of his poem “Does it Matter?,” also meet with marginalisation and condescension. Unlike Britain’s demobilised, Sassoon depicts permanently injured veterans who are unable to live a regular life because of their wounds. Stanza one presents soldiers who lost their legs, stanza two the blinded and stanza three the shell shock sufferers. All three groups are also met with platitudes, namely that “people will always be kind” (ll. 2 and 8) and that their injuries really do not matter (title plus ll. 1, 6 and 11). However, despite society’s assertions that “There’s such splendid work for the blind” (l. 7) and “You can drink, and forget, and be glad” (l. 12), society fails to actually create a space for the wounded veterans. Instead, they are expected to actively adapt and “needn’t show that [they] mind” (l. 3) when the others return from their leisure activities (such as hunting in stanza one) in which they no longer have a share.

Society’s interaction with the wounded in Sassoon’s poem highlights a form of insecurity that it fails to overcome and instead ignores by high-mindedly claiming that “no one will worry a bit” (l. 15) about the erratic behaviour of the shell shock victim. In so doing, however, society not only displays its own inability of incorporating the demobilised, it also betrays a fundamental lack of understanding towards the people who have

experienced battle. The people who stayed at home seemingly accept the fact that the veterans feel different and exhibit a condescending form of leniency, so “no one will say that [they]’re mad” (l. 13). This pretended understanding, however, is dismantled right from the beginning. By naïvely asking the initial question, “Does it matter?,” Sassoon shows how much society fails to face up to the fact that the wounded have come back and that they will occupy a visible place in society. Like Brittain’s returned volunteers, Sassoon’s returned soldiers are seemingly integrated outcasts who no longer fit it.

The biggest linguistic similarity between these two poems is the usage of direct quotes given to those who did not experience active service. The returned here are talked to by society instead of being given a voice of their own, indicating society’s unwillingness to listen to the trauma they bring back into English society. In both poems, society betrays its refusal or inability to understand the side of the returned. In Brittain, the line “The more fool you!” (TLotD l. 16) makes this dismissal evident, whereas in Sassoon (DiM), the recurring question “Does it matter?” as well as the phrases “you needn’t show that you mind” (l. 3) and “no one will worry a bit” (l. 15) attest to this. Overall, the two poems lack the metaphorical questions the other traumatic poems provided and use much plainer language in describing the trauma of the returned. However, they also refrain from describing the trauma too plainly and instead replace the subjective position of the sufferer with society’s naïve if not adverse evaluation of their situation. The trauma then lies not only in the personal inability of fitting in, but also in the rejection and condescension the demobilised come to know after their return. The language in both poems seems to be a good representation of this naïve or adverse attitude displayed by the people at home.

5 Conclusion

As the direct comparison of Brittain’s and Sassoon’s poetry has shown, the themes of their war poetry as well as the usage of metaphorical language to express the traumata they sustained are very similar. Although

the poems differ in form, the experiences described and their handling of trauma reveal the fundamental equality of women's and men's war trauma. While the experiences of the nurse Brittain and the soldier Sassoon necessarily vary, their reaction to the encompassing nature of war, fear and loss triggered very similar emotions and reactions in both. If we read Brittain and Sassoon as representatives of their respective genders in war, the claim that trauma works as the great leveller in that it equalises all people through suffering is proven. It might certainly be worthwhile to broaden this approach to include more poets or poets from different social classes or ethnic backgrounds. In keeping with contemporary literary trauma theory, both Brittain's and Sassoon's poetry shows that trauma is indeed speakable, albeit in the round-about, metaphorical way Winslow demonstrates. There are also no gaps in their depiction of trauma, merely poetic and metaphorical ways of presenting it. Through Brittain's and Sassoon's poetry (as well as all other war poetry, regardless of whether it was written by combatants, non-combatants or civilians), the plethora of cultural and individual trauma of the Great War has been illustrated for the lost generation itself as well as later generations. Poetry, like much of literature, thus shows again that the arbitrarily drawn distinctions between the genders have no basis in fact; hence, such stereotypes and eventual limitations must constantly be deconstructed.

Works Cited

- Bostridge, Mark, and Paul Berry. *Vera Brittain: A Life*. Chatto & Windus, 1995.
- Brittain, Vera. "Sic Transit." *Because You Died. Poetry and Prose of the First World War and After*, Vera Brittain, edited by Mark Bostridge, Virago, 2010, p. 33.
- . "Roundel." *Because You Died*, Brittain, p. 41.
- . *Testament of Youth*. Gollancz, 1933.
- . "The Lament of the Demobilised." *Because You Died*, Brittain, p. 87.

- Campbell, James. "Combat Gnosticism: The Ideology of First World War Poetry Criticism." *New Literary History*, vol. 30, no. 1, 1999, pp. 203-205.
- Caruth, Cathy. *Unclaimed Experience: Trauma, Narrative and History*. Johns Hopkins UP, 1996.
- Crouthamel, Jason, and Peter Leese. "Introduction." *Psychological Trauma and the Legacies of the First World War*, edited by Jason Crouthamel and Peter Leese, Palgrave Macmillan, 2017, pp. 1-21.
- Fussell, Paul. *The Great War and Modern Memory*. Oxford UP, 1975.
- Gilbert, Sandra M., and Susan Gubar. *No Man's Land: The Place of the Woman Writer in the Twentieth Century*. Vol. 2: *Sexchanges*. Yale UP, 1989.
- Gorham, Deborah. *Vera Brittain: A Feminist Life*. Blackwell, 1996.
- Hallett, Christine E. *Nurse Writers of the Great War*. Manchester UP, 2016.
- Kendall, Tim. "Introduction." *Poetry of the First World War: An Anthology*, edited by Tim Kendall, Oxford UP, 2013.
- Loughran, Tracey. "Shell Shock, Trauma, and the First World War: The Making of a Diagnosis and Its Histories." *Journal of the History of Medicine and Allied Sciences*, vol. 67, no. 1, pp. 94-119.
- Lowe, Peter. "'Exploring sunken ruinous roads': the First World War poet as archaeologist." *English Studies*, vol. 97, no. 1, 2016, pp. 42-60.
- McNally, Richard. *Remembering Trauma*. Belknap P, 2003.
- Pederson, Joshua. "Speak, Trauma: Toward a Revised Understanding of Literary Trauma Theory." *Narrative*, vol. 2, no. 3, 2014, pp. 333-353.
- Peterson, Andrea. "Shell-shocked in Somerville: Vera Brittain's post-traumatic stress disorder." *Gender and Warfare in the Twentieth Century. Textual Representations*, edited by Angela K. Smith, Manchester UP, 2004, pp. 33-52.
- Reilly, Catherine. *Scars Upon My Heart: Women's Poetry and Verse of the First World War*. Virago, 1981.
- Ross, Wilson J. "It Still Goes On: Trauma and the Memory of the First World War." *The Great War in Post-Memory Literature and Film*,

- edited by Martin Löschnigg and Marzena Sokolowska-Paryz, De Gruyter, 2014, pp. 43-58.
- Sassoon, Siegfried. "Does it Matter?" *The War Poems of Siegfried Sassoon*, edited by Rupert Hart-Davis, faber and faber, 1983, p. 91.
- . "Glory of Women." *The War Poems of Siegfried Sassoon*, p. 100.
- . "The Poet as a Hero." *The War Poems of Siegfried Sassoon*, p. 61.
- . "Their Frailty." *The War Poems of Siegfried Sassoon*, p. 101.
- . "Sick Leave." *The War Poems of Siegfried Sassoon*, p. 94.
- Smelser, Neil J. "Psychological Trauma and Cultural Trauma." *Cultural Trauma and Collective Identity*, Jeffrey C. Alexander et al., U of California P, 2004, pp. 31-59.
- Stout, Janis P. *Coming Out of War. Poetry, Grieving, and the Culture of the World Wars*. U of Alabama P, 2015.
- Templeton, Alice. "What's the Use? Writing Poetry in Wartime." *College Literature*, vol. 34, no. 4, 2007, pp. 43-62.
- Winslow, Rosemary. "Troping Trauma: Conceiving (of) Experiences of Speechless Terror." *JAC*, vol. 2, no. 3, Special Issue, Part 2: Trauma and Rhetoric, 2004, pp. 607-633.

[W]Ort der lebendigen Geschichte. Die sprachliche Produktion von Erbe am Beispiel des POLIN Museums in Warschau

Von Svenja Hönig und Sophie Stackmann

Einleitung

Durch einen gemeinsamen Aufenthalt in Warschau entstand die Idee zu diesem Beitrag im Kontext *sprache macht gesellschaft*. Während einer Stadterkundung, bei der wir uns unter anderem mit Zeugnissen jüdischer Geschichte in Warschau beschäftigen wollten, ergab sich aus unserer denkmalpflegerischen Perspektive ein Spannungsfeld zwischen den unterschiedlichen Repräsentationsarten des jüdischen Erbes. Einerseits zeigte ein Besuch des *Museums der Geschichte der polnischen Juden*, POLIN, welches im Stadtraum an zentraler Stelle gut erreichbar errichtet wurde, eine umfassende Beschäftigung mit dem Leben der Juden¹ in Polen. Die Ausstellung setzt hierbei auf wenige historische Exponate, indem die Geschichte fast ausschließlich medial durch Texte und Sprache vermittelt wird. Andererseits machten wir die Erfahrung, dass die baulichen Überreste der jüdischen Geschichte im Stadtraum² keineswegs so intuitiv aufzuspüren waren. Gerade im Fall der Überreste der Mauer des Warschauer Ghettos mussten wir länger fahnden, um diese zu finden. Für uns entstand aus diesen beiden Erfahrungen ein Gegensatz zwischen der Konfrontation mit den historischen Zeugnissen im Stadtraum und dem kuratierten Museumsraum. Deshalb soll anhand unseres Beitrages die

¹ Der Beitrag verzichtet an bestimmten Stellen im Text bewusst auf die gendergerechte Sprache, um semantisch auf Stereotypisierungen und Verallgemeinerungen hinzuweisen (z.B. „Juden“, „Polen“).

² In den Ausführungen zum baulichen jüdischen Erbe beziehen wir uns räumlich ausschließlich auf den Bereich des ehemaligen Warschauer Ghettos. Diese Eingrenzung erfolgte aus Gründen der Bearbeitbarkeit und versteht sich nicht als räumliche oder zeitliche Reduzierung jüdischer Geschichte auf diesen Bereich.

Inszenierung der Geschichte in der Dauerausstellung des POLIN Museums mit dem Blick auf die historischen Zeugnisse im Stadtraum konterkariert werden.

In Anlehnung an das Thema des Kolloquiums der Forschenden Frauen 2019 *sprache macht gesellschaft* zeigt unsere Argumentation, dass die sprachliche Darstellung der Vergangenheit die Macht besitzt, Erbe anzueignen und zu konstruieren und sich im Falle des POLIN Museums über andere, materielle Formen der Überlieferung hinwegsetzt, um ein lineares Geschichtsnarrativ zu formulieren. Konkret wird dem Aufsatz die These zu Grunde gelegt, dass das POLIN Museum über die performative Kraft der Sprache ein wirkmächtiges Narrativ entwirft, das auf mythologische Art und Weise von Polen als dem Schutzpatron der Juden erzählt. Die eigentlichen materiellen Überreste, deren fragmentarischer Charakter möglicherweise viele Deutungen zuließe, werden aus diesem dominanten Narrativ ausgeklammert.

Museumskonzept POLIN

Bereits 1995 wurde eine Initiative für den Bau eines Museums zur Geschichte der polnischen Juden gestartet. 2005 konnte sie offiziell unter der Schirmherrschaft des polnischen Präsidenten Aleksander Kwaśniewski institutionalisiert werden.³ Private Spenden aus aller Welt halfen das Museum schließlich zu realisieren.⁴ 2009 wurde der Grundstein für das Museum gelegt und 2012 wurde der Bau vollendet (Abbildung 1).⁵

³ POLIN Museum: About the Museum. <https://www.polin.pl/en/about-museum> (14.5.2019).

⁴ POLIN Museum: Public-Private Partnership. <https://www.polin.pl/en/about-museum/public-private-partnership> (14.5.2019).

⁵ POLIN Museum: The Building. <https://www.polin.pl/en/about-museum/building> (14.5.2019).



Abbildung 1: Blick auf das Museum der Geschichte der polnischen Juden, POLIN, rechts im Bild. Links ist das Denkmal für die *Helden des Ghettos* zu sehen.

Die polnische Regierung, die Regierung von Warschau und die *Association of the Jewish Historical Institute* gründeten das Museum als öffentlich-private Zusammenarbeit.⁶ Zeitlich gesehen reiht sich das POLIN in einen ‚Museumsboom‘ in Polen ein, der in den letzten 15 Jahren für zahlreiche Museumseröffnungen sorgte.⁷ 2016 wurde POLIN zum europäischen Museum des Jahres gekürt.⁸ In der Öffentlichkeit erfuhr das Museum

⁶ POLIN Museum: European Museum of the Year Award 2016 goes to POLIN Museum! <https://www.polin.pl/en/event/european-museum-of-the-year-award-2016-goes-to-polin-museum> (14.5.2019).

⁷ Wóycicka, Zofia: Zur Einführung in die Debatte um das Museum der Geschichte der polnischen Juden "Polin". S. 81–84, S. 81.

⁸ POLIN Museum, European Museum of the Year Award 2016 goes to POLIN Museum! (wie Anm. 6).

sowohl Lob als auch Kritik.⁹ Gerade die Textlastigkeit der Ausstellung und die vergleichsweise wenigen originalen Geschichtszeugnisse erzeugten in der Öffentlichkeit Debatten.¹⁰

Die Verantwortlichen formulieren den Museumsauftrag auf der Internetseite von POLIN wie folgt:

„POLIN Museum is a modern cultural institution – a narrative museum(!) which presents a 1000-year history of Polish Jews. [...] By promoting openness, tolerance, and truth(!), POLIN Museum contributes to the mutual understanding and respect amongst Poles and Jews.“¹¹

Demnach möchte das Museum Toleranz, Diversität und Offenheit in die Welt tragen. Zugleich befördere POLIN die Verständigung zwischen Polen und Juden sowie die Verbreitung einer Wahrheit. Der Anspruch, eine Wahrheit zu formulieren, lässt die Interpretation zu, dass die Aussagen des Museums frei von Zweifeln seien und als absolute Feststellungen getroffen würden. Aus dem Zitat geht weiter hervor, dass das Museum eine große Kontinuität konstruieren möchte, die die 1000-jährige Geschichte der polnischen Juden umfasst. Bei der Konstruktion dieser Kontinuität fokussiert sich die kulturelle Einrichtung auf die Erzählung. Genauer gesagt, beziehen sich die Verantwortlichen bei der Konzeption der Ausstellung auf das Erzählen einer lebendigen Geschichte:

“Our focus is on life(!), therefore at each stage of the journey we strive to remain close to life by letting people speak – Jewish merchants, scholars

⁹ Holc, Janine: Museum Reviews. POLIN Museum of the History of Polish Jews. In: *The American Historical Review* 123 (2018). S. 1267–1269; The empty museum... In: *London Jewish Chronicle* (27.11.2014); Oseka, Piotr: The Polish Debate on the Core Exhibition of the POLIN Museum of the History of Polish Jews. <http://www.cultures-of-history.unijena.de/debates/poland/the-polish-debate-on-the-core-exhibition-of-the-polin-museum-of-the-history-of-polish-jews/> (14.5.2019);

Jason Francisco: Polin. <http://jasonfrancisco.net/polin> (26.8.2019).

¹⁰ Wóycicka, Zur Einführung in die Debatte um das Museum der Geschichte der polnischen Juden "Polin" (wie Anm. 7), S. 82.

¹¹ POLIN Museum, About the Museum (wie Anm. 3).

or artists from a given era, rabbis, housewives, politicians, chroniclers and revolutionaries. We give the floor to those who perished and to those who survived.”¹²

Das Museum möchte also die Geschichte zum Leben erwecken, indem die Wiedergabe von Sprechakten genutzt wird. Auf der Internetseite wird an anderer Stelle hervorgehoben, dass die Geschichte noch nicht vorbei und das Museum wahrhaftig ein Museum des Lebens sei.¹³ Es geht in der Ausstellung somit darum, die Geschichte in die Gegenwart zu holen, indem die Akteur*innen der Vergangenheit sprechen. Sterblichkeit, Vergänglichkeit und Endlichkeit werden durch diese Wortwahl in gewisser Weise aus dem Ausstellungskonzept ausgeschlossen. Eine unerwartete Haltung, wenn man bedenkt, dass das Museum auf dem Gebiet des ehemaligen Warschauer Ghettos steht und sein Standort sich laut den Verantwortlichen explizit auf das Ghetto bezieht.¹⁴ Die Chefkuratorin des Museums, Barbara Kirshenblatt-Gimblett, schreibt, dass POLIN, indem es sich auf das Leben (der Toten) beziehe und nicht wie das *Denkmal für die Helden des Ghettos* in unmittelbarer Nähe des Museums allein dem Tod gedenke, die Erinnerung an das Ghetto vervollständige (Abbildung 1).¹⁵ Ein genauerer Blick in die Ausstellung und Gestaltung des Museums verdeutlicht jedoch, dass der ausgeprägte Bezug des Museumskonzepts zur lebendigen Geschichte Schwierigkeiten mit sich bringt.

¹² POLIN Museum: Core Exhibition. <https://www.polin.pl/en/exhibitions/core-exhibition> (19.5.2019).

¹³ POLIN Museum, *The Building* (wie Anm. 5).

¹⁴ POLIN Museum, *The Building* (wie Anm. 5).

¹⁵ Kirshenblatt-Gimblett, Barbara: Das Museum der Geschichte der polnischen Juden: historischer Ort und kritische Museologie. In: *Historie. Jahrbuch des Zentrums für Historische Forschung Berlin der Polnischen Akademie der Wissenschaften*. Hrsg. von Zentrum für Historische Forschung Berlin. Leverkusen-Opladen/Warszawa 2016 (10). S. 85–104, S. 85.

Zur sprachlichen Kostruktion des jüdischen Erbes im POLIN Museum

Bereits durch den Namen des Museums, POLIN, erfährt die Erzählung des Museums eine ganz grundsätzliche Ausrichtung. Äußerlich ist das Museumsgebäude mit Glaselementen verkleidet, auf denen über und über das Wort POLIN steht, sodass die gesamte Fassade mit dem Wort überzogen ist (Abbildung 2).



Abbildung 2: Glaselemente zur Verkleidung der Fassade des Museums, überzogen mit dem Wort POLIN.

Der Begriff „Polin“ bezieht sich dabei auf eine Legende, die in der Außendarstellung des Museums folgendermaßen wiedergegeben wird:

„The [POLIN, Anm. d. Verf.] legend is an inspiration for the whole museum and its permanent exhibition. It refers to Jews who were escaping from persecution in the western part of medieval Europe and reached the territories of today's Poland, where they heard birds singing 'Po-lin! Po-lin!' In Hebrew and Yiddish it means 'you will rest here' (as time passed, it also began to denote 'Poland'). Jews regarded it as a sign from God and decided to settle down in the new place where they could develop their spirituality, culture and education.“¹⁶

Das Museum bezieht sich mit seinem Namen also darauf, dass die Juden im späteren Polen einen sicheren Hafen finden, der ihnen schicksalhaft von Gott geweissagt wird. Das Wort „Polin“ bedeutet dabei zugleich Polen. Das Gebiet der polnischen Nation wird auf diese Weise mit einem Rückzugsort der Juden gleichgesetzt. Somit handelt es sich um eine Überlieferung, die uns ein gemeinsames Schicksal von Juden und Polen durch das Wort „Polin“ begreiflich macht. Diese Interpretation der Polin-Legende gibt bereits das große Narrativ des Museums vor, wie im Folgenden noch deutlich wird. Auch deshalb erscheint der zitierte Anspruch des Museums, eine Wahrheit zu vermitteln, zweifelhaft, weil sich die gesamte Ausstellung auf die Interpretation einer Legende bezieht, die ihrem Wesen nach niemals beweisbar sein wird.

In einem Aufsatz analysiert die Historikerin Elzbieta Janicka die Rezeptionsgeschichte der Polin-Legende und verweist darauf, dass die Ankunft der Juden als eine solche beschrieben werde, die temporär ist und vom guten Willen der ansässigen Polen abhängt, welche ihnen Zuflucht gewähren.¹⁷ Die Polin-Legende diene den polnischen Juden laut Janicka

¹⁶ POLIN Museum: Polin Museum resounded with legends.

¹⁷ Janicka, Elzbieta: True Embassy of Poland in Poland: The Polin Myth in the Museum of the History of Polish Jews as Narrative Pattern and Model of Minority-Majority Relations. In: Poland and Polin. New Interpretations in Polish-Jewish Studies. Hrsg. von Irena Grudzińska-Gross u. Iwa Nawrocki. Frankfurt am Main 2016. S. 121–174, S. 127.

dazu, in den Jahren zwischen dem Ersten und Zweiten Weltkrieg angesichts des zunehmenden Antisemitismus nicht den Glauben daran zu verlieren, dass sie Teil der polnischen Gesellschaft seien.¹⁸ In der polnischen Gesellschaft wiederum werde die Legende als eine solche aufgefasst, die die Großzügigkeit der Polen gegenüber den Juden unter Beweis stelle und dafür genutzt werde, Antisemitismus abzustreiten, indem man sich zum Wohltäter der Juden stilisiere.¹⁹

Beschreibung der Ausstellung

In den Ausstellungsräumen des Museums begegnen die Besucher_innen zu Beginn noch einmal der Polin-Legende. Im ersten Ausstellungsraum befindet sich ein auf große Leinwände projizierter Wald, auf denen Zitate des jüdischen Schriftstellers Samuel Agnon zu lesen sind, die die Legende ohne historischen Kontext erzählen.²⁰ Über Geräusche und animierte Bilder wird Agnons Erzählung sinnlich untermalt. Eine atmosphärische Inszenierung bildet hier den Auftakt für eine Ausstellung, die die Besucher_innen auf eine emotionale Reise durch die Geschichte mitnimmt. In acht Galerien, die jeweils einen größeren historischen Zeitabschnitt behandeln, wird den Besucher_innen die tausendjährige Geschichte der Juden in Polen nähergebracht.²¹

Eine ganze Serie von Zitaten lassen diverse Akteur_innen in der Ausstellung zu Wort kommen, deren Aussagen durch moderne digitale Darstellungsmethoden begleitet werden. Die Geschichte wird auf diese Weise als eine ganzheitliche Erzählung erlebbar gemacht, die die Distanz zur

¹⁸ Janicka, True Embassy of Poland in Poland: The Polin Myth in the Museum of the History of Polish Jews as Narrative Pattern and Model of Minority-Majority Relations (wie Anm. 17), S. 128.

¹⁹ Janicka, True Embassy of Poland in Poland: The Polin Myth in the Museum of the History of Polish Jews as Narrative Pattern and Model of Minority-Majority Relations (wie Anm. 17), S. 130f.

²⁰ Janicka, True Embassy of Poland in Poland: The Polin Myth in the Museum of the History of Polish Jews as Narrative Pattern and Model of Minority-Majority Relations (wie Anm. 17), S. 124.

²¹ POLIN Museum, Core Exhibition (wie Anm. 12).

Vergangenheit scheinbar verschwinden lässt. Das überkommene historische Objekt, dessen fragmentarischer, gealterter Charakter oftmals viele Lesarten zulässt, taucht in der medialen Inszenierung dagegen kaum auf. Passenderweise beschreibt Barbara Kirshenblatt-Gimblett die Dauerstellung des POLIN als „historisches Theater“.²² In der Wahrnehmung der Chefkuratorin werden die Juden und Jüdinnen in der Ausstellung über das direkte Wiedergeben ihrer eigenen Worte von Objekten der Vergangenheit zu Akteur_innen und somit Subjekten.²³ Dass das Konzept der sprechenden Akteur_innen jedoch auch Fakt und Fiktion für die Besucher_innen schwer unterscheidbar macht, wird im Ausstellungsraum *Paradisus Iudaeorum* deutlich, der die Zeit von 1565–1648 in die Gegenwart holt. Tatsächlich wird das jüdische Paradies in diesem Ausstellungsteil als „goldenes Zeitalter“ dargestellt, in dem die Juden und Jüdinnen in Polen-Litauen viele Freiheiten genossen hätten.²⁴ *Paradisus Iudaeorum* ist eine Wendung, die auf ein satirisches Epigramm des 17. Jahrhunderts zurückgeht.²⁵ Auf der sogenannten *Wand der Wörter* stehen an prominenter Stelle diverse Zitate in großen Lettern. Außerdem werden mehrere Versionen des Epigramms wiedergegeben. Für die Besucher_innen ist dabei nicht ersichtlich, ob es sich um eine polemische Ansprache handelt

²² Kirshenblatt-Gimblett, *Das Museum der Geschichte der polnischen Juden: historischer Ort und kritische Museologie* (wie Anm. 15), S. 96 Max Czollek beschreibt in seiner Polemik *Desintegriert Euch!* rekurrend auf den jüdischen Soziologen Bodemann den Begriff des „Gedächtnistheaters“, der eine kritische Lesart des „historischen Theaters“ wie es Kirshenblatt-Gimblett versteht, möglich macht: Das Gedächtnistheater ist dort die Inszenierung des Gedenkens, die Schaffung eines gemeinsamen Momentes der Trauer mit dem Ziel der Konstruktion eines neuen Selbstbildes. Bei Czollek ist dieses Bild das der „befreiten und geläuterten Deutschen“ nach der Shoah (Czollek, *Max: Desintegriert euch!* 1. Aufl. München 2018, S. 23f.) Beziehen lässt es sich aber auch auf die museale Inszenierung einer polnisch-jüdischen Identität. Durch den Begriff des „historischen Theaters“ wird der Anspruch, dass es direkt um die Personen und ihr Leben geht, konterkariert: die Zitierten verbleiben in einem symbolischen Bedeutungsraum.

²³ Kirshenblatt-Gimblett, *Das Museum der Geschichte der polnischen Juden: historischer Ort und kritische Museologie* (wie Anm. 15), S. 91.

²⁴ POLIN Museum: *Paradisus Iudaeorum* (1569-1648).

<https://www.polin.pl/en/wystawy-wystawa-glowna-galerie/paradisus-iudaeorum>.

²⁵ Tokarska-Bakir, Polin: "Ultimate Lost Object". In: Grudzińska-Gross/Nawrocki, *Poland and Polin*, S. 57.

oder um die Wiedergabe von Tatsachen. Sie werden ohne Kontext mit den Zitaten konfrontiert.²⁶ Sowohl der Titel *Paradisus Iudaeorum* als auch das kontextlose Abdrucken der Zitate sorgte für Kritik am POLIN Museum. Die Anthropologin Joanna Tokarska-Bakir kritisierte etwa, dass die Wendung *Paradisus Iudaeorum* antisemitisch sei und beschreibe, dass die ungläubigen Juden es aus der Sicht der Christen und Christinnen zu gut hätten.²⁷ Elzbieta Janicka erklärte das Epigramm und dessen Rezeption ebenfalls für antisemitisch.²⁸

Laut Barbara Kirshenblatt-Gimblett hingegen, fordere das Ausstellungskonzept die Besucher_innen auf, die Quellen kritisch zu reflektieren. Im Bestfall sollten die Besucher_innen in die Lage versetzt werden, die Quellen wie Wissenschaftler_innen zu beurteilen.²⁹ Allerdings ist fraglich, ob Besucher_innen durch die kontextlose Darstellung in der Ausstellung überhaupt die Chance erhalten, die Quellen auf einem so hohen Niveau zu reflektieren. Auch die Überschrift *Paradisus Iudaeorum* wird als bloße Überschrift präsentiert, deren Ambivalenz nicht angesprochen wird. Genauso wenig wird die *Wand der Worte* kritisch beleuchtet. Der Historiker Joachim von Puttkamer moniert so auch in einem Aufsatz, dass das Museum Potential verspielt, indem es historische Zweifel zu Gunsten eines großen Narrativs übergehe – ganz entgegen der Maxime des Museums von einer multiperspektivischen Erzählung.³⁰

Im Verlauf der Ausstellung wird die Geschichte der polnischen Juden zunehmend anhand einzelner Akteur_innen und ihrer Biografien erzählt. Deren Lebensweg steht in der Ausstellung sinnbildlich für den jeweiligen

²⁶ Alle Beobachtungen zur Ausstellung sind das Ergebnis eines Besuchs des POLIN Museums von Svenja Hönig und Sophie Stackmann im Oktober 2018.

²⁷ Tokarska-Bakir, Polin: "Ultimate Lost Object" (wie Anm. 25), S. 57.

²⁸ Janicka, True Embassy of Poland in Poland: The Polin Myth in the Museum of the History of Polish Jews as Narrative Pattern and Model of Minority-Majority Relations (wie Anm. 17), S. 163.

²⁹ Kirshenblatt-Gimblett, Das Museum der Geschichte der polnischen Juden: historischer Ort und kritische Museologie (wie Anm. 15), S. 97.

³⁰ Puttkamer erläutert seine Annahme detailliert anhand eines irreführend beschrifteten Bildes in der Ausstellung. Puttkamer, Szmuel Zbytkower und Canaletto. In: Zentrum für Historische Forschung Berlin, Historie, S. 132–141.

Zeitgeist. Gerade ab dem Abschnitt *Encounters with Modernity (1772–1914)* intensiviert sich diese Darstellungsform. Schlaglichtartig tauchen einzelne Persönlichkeiten auf, deren Haltung mit kurzen Zitaten skizziert wird. Zeitliche Verhältnisse verschwimmen dadurch und es entsteht der Eindruck eines Kommens und Gehens diverser Erzähler_innen, die in einer Flut von Zitaten mit den Besucher_innen in Kontakt treten (Abbildung 4).



Abbildung 4: Blick in den Ausstellungsabschnitt zum Holocaust im POLIN Museum. Auf dem Bild ist auch ersichtlich, dass das Ausstellungskonzept stark durch biografische Porträts strukturiert wird.

Dabei geben plakative Statements zu Beginn jedes neuen Ausstellungsabschnitts den Besucher_innen eine Lesart für die einzelnen Biografien an die Hand, die eine Einordnung in das große Narrativ des Museums erleichtert. Die Motti werden ohne historischen Kontext als direkte Zitate

wiedergegeben, was aus unserer Sicht die Eindringlichkeit der Statements zusätzlich verstärkt. Zu Beginn des Kapitels *Encounters with Modernity (1772–1914)* verengt sich die Ausstellungsarchitektur beispielsweise zu einem schmalen Durchgang, sodass die Blicke der Besucher_innen auf ein Zitat gelenkt werden:

„Rapacious eagles were reaching out their claws (in search of bloody prey) for the Polish Crown.“ Herszek Szarkowicz, Ode to King Stanisłwa August, 1792.³¹

Auf diese Weise wird der Abschnitt eingeleitet, der die Teilungen Polen-Litauens durch Preußen, die Habsburger und das Russische Kaiserreich erläutert. Im Ergebnis kam es aufgrund dieser Entwicklung zum Ende eines souveränen polnischen Staats, der fortan zu einem Spielball unterschiedlicher Besatzer_innen wurde. Das Museum erzählt diesen Abschnitt anhand einer jüdischen Bevölkerung, die den Besatzer_innen oftmals skeptisch gegenübergestanden hätte und ein nationales Bewusstsein für Polen entwickelt hätte.³² Konsequenterweise gibt das zitierte Motto für den Abschnitt *Moderne* den Fokus auf die polnische Teilung und die gewaltsame Okkupation einleitend vor.

Daneben begegnen die Besucher_innen in der *Moderne* Maurycy Gottlieb.

³¹ Google Arts & Culture bietet einen digitalen Rundgang durch die Ausstellungsräume des POLIN Museums, bei dem sich die geschilderten Beobachtungen nachvollziehen lassen: <https://artsandculture.google.com/partner/the-museum-of-the-history-of-polish-jewish-museum-warsaw> (01.09.2019).

³² POLIN Museum: Encounters with Modernity (1772-1914).

<https://www.polin.pl/en/wystawy-wystawa-glowna-galerie/encounters-modernity> (20.5.2019).

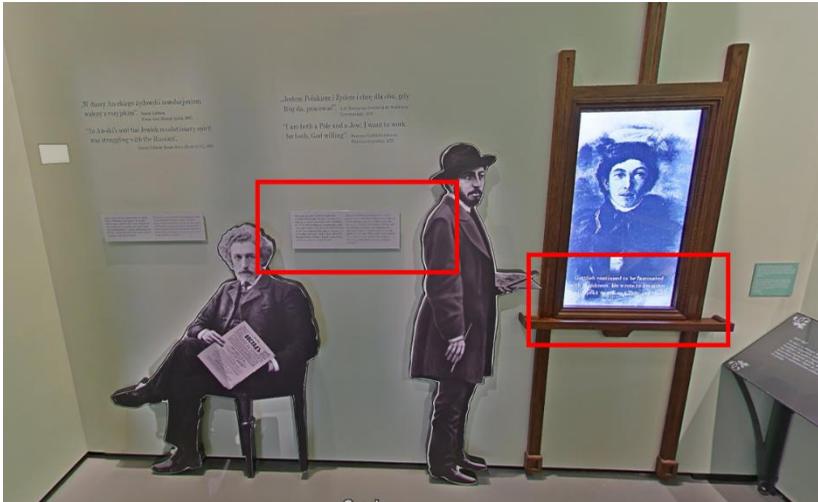


Abbildung 3: Eindruck aus dem Ausstellungsabschnitt *Encounters with Modernity (1772–1914)*. Mit dem linken roten Rahmen ist eine erklärende Tafel zum Leben Mauryc Gottliebs markiert. Der rechte Rahmen hebt ein Zitat Gottliebs hervor.

Auf einer Tafel in der Ausstellung, die Angaben zu seiner Person macht, heißt es (Abbildung 3):

„Mauryc Gottlieb spoke German as his first language. Born in Drohobycz, in the Austrian partition, Gottlieb decided to become a Polish painter when he saw Jan Matejko’s paintings. After experiencing antisemitism and reading Graetz’s history of the Jews, Gottlieb turned also to Jewish subjects. As he wrote: „How I wish I could eradicate hate... I wish I could reconcile Poles and Jews; the history of both these nations is a history of suffering!“

Die Tafel stellt Gottlieb als jemanden dar, der eine Art Erweckungserlebnis hatte und erkannte, dass er Pole sei. In dem Zitat werden die jüdische und polnische Identität Gottliebs über das Leiden parallelisiert. Gleich neben dieser Tafel steht ein weiteres Zitat Gottliebs (Abbildung 3):

„Gottlieb continued to be fascinated with Polishness. He wrote to his sister. ‚I will speak to you as a Pole in Polish.‘“

Gottliebs nationalistische Aussagen werden in der Ausstellung nicht in einen größeren Zusammenhang gesetzt.³³ Stattdessen werden sie unterschwellig als logische Konsequenz seines Jüdisch-Seins erzählt, wobei beide Identitäten als eng verbunden mit dem Leiden beschrieben werden. Durch solche Darstellungen entwickelt das Museum eine Erzählweise, die die Besucher_innen buchstäblich auf die Seite der polnischen Nation zieht, deren Genese latent mit der Geschichte der Juden verglichen wird. Dabei verschreiben sich die Juden der polnischen Nation, die ihnen im Lauf der Geschichte wohlwollend gegenüberstand. Polen wird wie in der Polin-Legende zu einer Zuflucht der Juden, der sie im Gegenzug dienen und damit ihr Bleiberecht erhalten.

In der Galerie, die den Holocaust zum Thema hat, werden die Gräueltaten und die Besetzung Polens durch die Nationalsozialist_innen anhand von Zitaten geschildert, wie auch in den Galerien zuvor (Abbildung 4). In vielen Zitaten wird das Leid der Polen und Polinnen und der Juden und Jüdinnen geschildert. Etwa die Vorgänge im Warschauer Ghetto und die Deportationen in die Konzentrationslager treten in den Erzählungen der einzelnen Akteur_innen vor die Augen der Besucher_innen. Bei einem Gang durch die Galerie kommt jedoch die Frage auf: Ist das Konzept eines Museums des Lebens geeignet, um die Shoah zu beschreiben? Die millionenfachen grausamen Morde der Nationalsozialist_innen scheinen in all ihrer Unbeschreiblichkeit nicht vorbehaltlos dazu geeignet, in einem „Geschichtstheater“ zum Leben erweckt und so nachvollziehbar zu werden. Auch wenn die Mikroerzählungen ein eindringliches Bild zeichnen, scheint es dennoch eine Diskrepanz zwischen der Überschrift

³³ Ein Blick in die Forschungsliteratur zeigt hingegen, dass die meisten polnischen Juden und Jüdinnen kein besonderes Interesse an einer ‚polnisch nationalen Identität‘ hatten (Meng, Michael: *Shattered Spaces. Encountering Jewish Ruins in Postwar Germany and Poland*. Berlin/Cambridge, Mass. 2011, S. 67). Das Zitat zeigt so eindrücklich, welche Probleme die fehlende Kontextualisierung mit sich bringen kann.

„Museum des Lebens“ und einer Darstellung der Shoah zu geben, die unauflöslich mit Leid, Tod und Endlichkeit verbunden ist.

Zwischenfazit

Die gesamte Ausstellung des Museums formiert sich um das Narrativ der Polin-Legende und suggeriert durchgehend die unmittelbare Wiedergabe des überlieferten gesprochenen Wortes. Aufwendige Rekonstruktionen ganzer historischer Räumlichkeiten, Töne und Videos unterstützen die direkte Ansprache der Besucher_innen und schaffen eine Atmosphäre, in der sie in die Geschichte hineingezogen werden, sodass die Distanz zur Vergangenheit scheinbar aufgehoben wird. Daraus entsteht eine Art magischer Zwischenraum, in dem Vergangenheit und Gegenwart zu einem lebendigen Kontinuum verschmelzen. Dabei suggeriert die direkte Rede eine Art verschriftlichte mündliche Überlieferung und lehnt sich damit an eine Überlieferungsform an, die Mythologien zu eigen ist. Dieser schließt wiederum an das Museumsnarrativ an, das mit der Polin-Legende einen Mythos zu seiner Grundlage macht. Auf diese Weise wird mit der Macht der Sprache ein Erbe konstruiert, das sich einer lebendigen Geschichte zuwendet. Gerade durch die ‚lebendige‘ Sprache wird, so die Argumentation der Kuratorin Barbara Kirshenblatt-Gimblett, eine vielschichtige Annäherung an die Geschichte im Museum möglich. Es bleibt jedoch fraglich, ob ein solches Erbe auch in der Lage ist, Tod, Brüche und Zäsuren zu ertragen und zumindest anzuzweifeln, ob die Ausstellung nicht auch einen nationalen Mythos transportiert, dessen wirkmächtige Verbreitung andere Interpretationen an den Rand drängt.

Blick in den Stadtraum

Die These einer hauptsächlichen Konzentration auf die Sprache bei der Konstruktion des jüdischen Erbes in Warschau lässt sich nicht nur durch das Museumskonzept stützen, sondern auch durch den Blick auf die baulichen Reste des Warschauer Ghettos. Trotz der verheerenden

Totalzerstörung der Stadt im Zweiten Weltkrieg gibt es innerhalb des vormaligen Ghettobezirks einige wenige bauliche Zeugnisse, welche als materielles Erbe auf das jüdische Leben dort verweisen. Umso erstaunlicher erscheint es, dass das bauliche Erbe der jüdisch-polnischen Geschichte nur schwer zugänglich ist und als Thema im POLIN Museum nicht aufgegriffen wird, trotz des direkten stadträumlichen Bezugs.

Ein erneuter Blick in das Museum kann diese Nicht-Thematisierung veranschaulichen. In der vorletzten Galerie der Museumsausstellung zum Holocaust wird, wie bereits ausgeführt, das beschriebene Konzept der sprechenden Akteur_innen und direkten Zitate konsequent weitergeführt (Abbildung 4). Ein mit Stahlblechen ausgekleideter Raum erläutert die Gräueltaten der Vernichtungslager mit Grundrissen und Fotografien. Das Warschauer Ghetto in seiner Baulichkeit wird einzig durch eine erhöhte Stelle innerhalb der Galerie referenziert: Symbolisch steht die Erhöhung für die die beiden Ghetto-Teile verbindende Chlodna-Brücke – von der aus die Ghettobewohner_innen auf das Warschau außerhalb des Ghettos schauten.

Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang, dass das POLIN Museum und das *Wola District Office* im Jahr 2009 eine Projektinitiative starteten, die explizit in Interaktion mit dem Stadtraum stattfand. An der Chlodna-Straße wurde der Fußgängerbrücke gedacht, in Form der Kunstinstallation *Ellipsis*. Zusätzlich gab es eine städtische Restaurierungsinitiative zum Straßenpflaster, benannt als *Chlodna Street Revitalisation Plan*. Wie Jerzy Elżanowski herausarbeitet, wurden hierbei jedoch – entgegen des Anspruchs einer Darstellung komplexer, streithafter Geschichte(n) – vereinfachte historische Narrative konstruiert und vermittelt.³⁴ Beide Projekte verpassten, so Elżanowski, die bedeutungsgebenden Beziehungen zwischen den existierenden Objekten auf der Straße und deren Repräsentation in Fotos und Denkmälern sowie dem Raum, anzuerkennen.³⁵

³⁴ Elżanowski, Jerzy: Memorials and Material Dislocation. The Politics of Public Space in Warsaw. In: Public space and the challenges of urban transformation in Europe. Hrsg. von Ali Madanipour, Sabine Knierbein u. Aglaée Degros. New York NY 2014. S. 88–102, S. 89.

³⁵ Elżanowski, Memorials and Material Dislocation (wie Anm. 34), S. 88.

Ein anderer impliziter Hinweis auf die städtische Situation im Museum befindet sich am Anfang einer Foto- und Filmdokumentation der Ereignisse nach 1945, bei der auf das Denkmal für die *Helden des Ghettos* verwiesen wird. Ein expliziter Hinweis auf materielles, bauliches Erbe bleibt jedoch auch bei diesem Rekurs auf ein ‚gewolltes‘ Denkmal aus. Das Denkmal für den Ghetto-Aufstand steht heute gegenüber dem Museumseingang: im Zentrum des ehemaligen Warschauer Ghettos im Stadtteil Muranów. Es wurde im Jahr 1948 zur Erinnerung an den Aufstand im Warschauer Ghetto von 1943 errichtet, am ebenselben Platz des ersten bewaffneten Konflikts des Aufstandes.³⁶ In ihrer Monumentalität kann diese Gedenkstätte sowohl als Referenz auf die Mauer des Warschauer Ghettos als auch auf die Klagemauer in Jerusalem gesehen werden. Ausgehend von diesem zentralen Platz des ehemaligen Ghettos begann auch unsere Erkundung zu den baulichen Zeugnissen der jüdischen Geschichte, auf die jedoch im Stadtraum selbst nicht prominent aufmerksam gemacht wird. Lediglich ein Flyer aus der Tourismusinformation zum baulichen jüdischen Erbe in der Stadt gab uns wenige Anhaltspunkte, die Orte und Objekte ausfindig zu machen.³⁷ Hierzu werden im Folgenden zwei Beispiele ausgeführt.

In der Stadt befinden sich einzelne Fragmente der ehemaligen Ghetto-mauer, die in der Broschüre nur mit einem Verweis auf die Adresse kenntlich gemacht wurden. Das Objekt zu finden, gestaltete sich mühevoll, da sich die Mauer im Hinterhof eines Wohnblocks befindet, der als halböffentlicher Raum von außen nicht einsehbar und nur indirekt begehbar ist. Von der Straßenseite aus fand sich kein Hinweis auf das bauliche Monument – und das, obwohl diese Grenzbefestigung des Ghettos

³⁶ Meng, *Shattered Spaces* (wie Anm. 33), S. 79.

³⁷ Die Verhandlung des baulichen Erbes in Warschau, sein Denkmalschutz und Wiederaufbau erfahren insgesamt eine starke Konzentration auf die Diskussionen um den Wiederaufbau der Warschauer Altstadt. Vgl. u.a. Herber, Grażyna Ewa: *Wiederaufbau der Warschauer Altstadt nach dem Zweiten Weltkrieg. Im Spannungsfeld zwischen denkmalpflegerischen Prinzipien, politischer Indienstnahme und gesellschaftlichen Erwartungen*. Zugl.: Bamberg, Univ, Diss, 2013. Bamberg 2014 (Schriften aus der Fakultät Geistes- und Kulturwissenschaften der Otto-Friedrich-Universität Bamberg 17).

als besonders wichtiges materielles Zeugnis der Geschichte gelesen werden kann. An der Mauer selbst befindet sich eine Gedenktafel in polnischer Sprache sowie ein Plan des ehemaligen Ghettogebiets. Darüber hinaus wurden entlang der zerstörten Ghattomauer insgesamt 22 Erinnerungsplatten angebracht, die 2008-10 auf Initiative des *Jüdischen Historischen Instituts Warschau* und der städtischen Denkmalschutzbehörde in den Boden eingelassen wurden und an die Grenzmauer erinnern.³⁸ In Anbetracht dieser Initiative in Zusammenarbeit mit der lokalen Denkmalpflege erstaunt es umso mehr, dass der Mauerrest (Abbildung 5) im Jahr 2018 offenbar, so lässt sich der Presse entnehmen, noch nicht als ‚historisches Monument‘ gelistet war.³⁹



Abbildung 5: Fragment der Ghattomauer in einem Hinterhof, 62 Złota Street.

³⁸ Bergman, Eleonora: Following the markers.

<http://warsze.polin.pl/en/przeszosc/terazniejszosc/teraz-eleonora-bergman> (12.9.2019).

³⁹ Ob das Objekt bereits irgendeiner Form des gesetzlichen Denkmalschutzes untersteht, konnte im Rahmen dieser Recherche nicht uitgemaakt werden. Fakt ist, dass in der Denkmallistung der direkten Nachkriegszeit kein einziges Monument aus dem Stadtteil Muranów eine Listung als historisches Monument erfuhr und es keine Diskussion über einen historischen Wert dieses Stadtraumes gab (Meng, *Shattered Spaces* (wie Anm. 33), S. 75)

Letztes Jahr gab es jedoch eine Initiative zum Schutz des Objektes als „einzigartiges Geschichtszeugnis“, vorgetragen von der lokalen Denkmalschutzbehörde, sodass ein Schutzstatus zumindest in Aussicht steht.⁴⁰ Es ist nicht uninteressant, dass zwischen diesen beiden Maßnahmen zehn Jahre liegen und das tatsächliche materielle Zeugnis in Form des Mauerfragmentes eine geringere Rolle als Erbe zu spielen scheint als seine Repräsentation durch den Straßenbelag.⁴¹ Dass das Objekt im Stadtraum schwer zugänglich ist, lässt sich (mit)begründen durch die spezifische Architektur und Repräsentation der Nachkriegszeit in Warschau, durch die erst eine sozialistische und nun eine kapitalistische Stadt den Blick auf das fragmentarische Erbe ver-, bzw. zustellt:

"[...] The fact is, however, that Warsaw is littered with ruins: hidden and unstudied, they decay behind the facades of socialist realist housing or peek out from behind modernist blocks. They linger in courtyards, caged and obscured from the gaze of the various phases of the socialist and now capitalist city,"⁴²

Ganz bewusst habe auch die Repräsentation des Warschauer Ghettos in den Medien, besonders über Fotografien, dazu beigetragen zusammen mit der Totalrekonstruktion der Altstadt, ein Bild der Stadt zu kreieren, dass sich wiederaufgebaut, ohne Ruinen und „pre-catastrophic fragments“ darstellt.⁴³

Dass diese ‚Fehlstelle‘ problematisch wird, hebt auch Elżanowski in seinen Ausführungen hervor, wenn er eine Tradierung und Sensibilisierung des jüdischen Erbes ohne Ruinen und deren Repräsentation in ihrer

⁴⁰ Parts of Warsaw Ghetto wall to become historic monuments. In: Times of Israel (21.2.2018).

⁴¹ Siehe hierzu auch: Elżanowski, Memorials and Material Dislocation (wie Anm. 34), S. 98.

⁴² Elżanowski, Jerzy: Manufacturing ruins: architecture and representation in post-catastrophic Warsaw. In: The Journal of Architecture 23 (2018). S. 740–755, S. 740.

⁴³ Elżanowski, Manufacturing ruins: architecture and representation in post-catastrophic Warsaw (wie Anm. 42), S. 740.

Funktion als „transitory devices of mediation“ als quasi unmöglich beschreibt.⁴⁴ Auch Michael Meng betont, dass der Erhalt jüdischer Stätten in der Nachkriegszeit nicht in Einklang mit den sozialistischen Vorstellungen einer normativen Erneuerung stand. Dem Versprechen nach Reparatur und Wiedergutmachung standen die Ghetto-Erinnerungen als störend gegenüber. Auch das spezifische Motiv des polnischen Leidens konnte (und kann) durch die baulichen Zeugnisse des Warschauer Ghetto nicht bedient werden⁴⁵ – offenbar im Unterschied zur sprachlichen Konstruktion des Erbes im Museum heutzutage.

Ein zweites Beispiel ist die Prózna-Straße, die als einziger Straßenzug des jüdischen Ghettos den zweiten Weltkrieg überstanden hat.⁴⁶ Insbesondere sind hier die Wohnhäuser Prózna St. 9 und 14 zu nennen, die den Anfang der Straße prominent flankieren und auf den Grzybowski Platz zulaufen (Blick auf Abbildung 6 vom Platz aus).



Abbildung 6: Prózna-Straße 9 und 14 im Sanierungszustand 2013.

⁴⁴ Elżanowski, *Manufacturing ruins: architecture and representation in post-catastrophic Warsaw* (wie Anm. 42), S. 740.

⁴⁵ Meng, *Shattered Spaces* (wie Anm. 33), S. 109.

⁴⁶ Meng, *Shattered Spaces* (wie Anm. 33), S. 229.

Jahrzehntelang standen diese Häuser in ihrem Nachkriegszustand vor Ort, ohne Fassaden, mit sichtbarem Backsteinmauerwerk und blinden Fenstern. Sie standen so auch symbolhaft für die Zerstörungen des jüdischen Warschau. In den späten 1980er Jahren begann man das Areal wiederzuentdecken, als eine Gruppe von Architekt_innen, Denkmalpfleger_innen und Historiker_innen sich dafür einsetzte, die Wohnhäuser der Straße unter Denkmalschutz zu stellen.⁴⁷ 1987 gab die Stadt nach mehreren Petitionen nach; allerdings dauerte es weitere zehn Jahre bis ab 1997 Pläne zum Schutz der heruntergekommenen Wohnbauten entwickelt wurden.⁴⁸ Bewusst zielten die Sanierungsmaßnahmen auf eine komplette Wiederherstellung – nicht exakt des Vorkriegszustandes, sondern des „material settings“ – um im Anschluss als attraktive Immobilien vermarktet werden zu können. Die renovierten Fassaden sollten helfen, eine Zeit zu verbildlichen, die durch blühendes jüdisches Leben geprägt war.⁴⁹ Auf die Frage, ob somit ein „Jüdisches Disneyland“ entstünde, antwortete der Projektleiter damals einem Journalisten, dass Prózna ein „authentischer jüdischer Raum“ werde mit koscheren Restaurants und jüdischen Geschäften.⁵⁰ 2004 wurde das Projekt allerdings fallengelassen und die Gebäude an einen österreichischen Immobilienentwickler verkauft, der eine Neunutzung der Bauten als Luxushotels plante, was nicht ohne Kritik blieb.⁵¹ So setzte sich ab 2008 das *Jewish Historical Institute* für die Wiederherstellung dieses „Fragments“ des ehemaligen jüdischen Warschau ein und gegen eine reine Entwicklung unter ökonomischen Gesichtspunkten. Heute steht unter anderem ein jährliches Festival der jüdischen Gemeinschaft auf der Prózna-Straße für die Wiederaneignung des Raumes: Seit 2010 steht die Veranstaltung bewusst unter dem Motto „present, not history“.⁵²

⁴⁷ Meng, *Shattered Spaces* (wie Anm. 33), S. 229.

⁴⁸ Meng, *Shattered Spaces* (wie Anm. 33), S. 229.

⁴⁹ Meng, *Shattered Spaces* (wie Anm. 33), S. 229.

⁵⁰ Meng, *Shattered Spaces* (wie Anm. 33), S. 229.

⁵¹ Meng, *Shattered Spaces* (wie Anm. 33), S. 230.

⁵² Meng, *Shattered Spaces* (wie Anm. 33), S. 231.

Auf Abbildung 6 links lässt sich der ruinöse Vorsanierungszustand der Straße (2013) noch ablesen, auf der rechten Seite sieht man bereits das Ergebnis einer umfangreichen Sanierungsmaßnahme, die aktuell auch auf der linken Straßenseite durchgeführt wird. Das Objekt auf der rechten Seite ist die sanierte Prózna-Straße 9, die aktuell bereits im Erdgeschoss ein hochpreisiges, polnisches Restaurant beherbergt. Auch wenn die Bausubstanz durch die Sanierung gewissermaßen erhalten bleibt, werden die Spuren des Alters und der vieldeutigen unbequemen Geschichte getilgt. Schließlich lassen die sanierten Gebäude keinerlei Rückschlüsse auf die Zerstörung und den ehemals fragmentarischen Zustand der Gebäude zu. So bleibt der Umgang mit diesem denkmalgeschützten Straßenzug als einem der wenigen baulichen Überreste aus der Zeit des jüdischen Ghettos zumindest diskutabel – in Abwägung zwischen Nutzbarkeit und Zeugnishaftigkeit.

Was die beiden Beispiele zeigen, ist, dass die baulichen Zeugnisse der jüdisch-polnischen Geschichte nur in bedingtem Maße als nationales oder lokales Erbe angeeignet wurden bzw. werden konnten. Die Sanierungsmaßnahmen der Prózna-Straße zeigen einen Vorzug der ‚Wiederbelebung‘ gegenüber dem Erhalt des Fragmentarischen. Das Stück Ghettomauer verbleibt hingegen als Fragment im Stadtraum – jedoch mit vergleichsweise geringer Aufmerksamkeit. Die Dialektik von ‚Tod und Leben‘ kommt in unterschiedlichen Ausprägungen immer wieder zum Vorschein. Viel stärker als im Stadtraum, scheint das Erbe innerhalb des monumentalen POLIN Museums über die Sprache, die Erzählung zu entstehen sowie im Stadtraum über errichtete Denkmäler, die auf diese Erzählung verweisen, wie das der *Helden des Ghettos* oder die Erinnerungsmarkierungen zur Ghettomauer.

Polens Geschichte des Mythos

Aus den Beobachtungen ging hervor, dass gerade die Sprache ein wichtiges Medium der Überlieferung für jüdisches Erbe in Warschau zu sein scheint. Dass die sprachliche Produktion des Erbes dabei auch als eine

Versicherung der eigenen nationalen polnischen Identität fungieren mag, wurde bereits als These vorgebracht. Diese Annahme lässt sich insbesondere durch das Konzept des Mythos für das POLIN Museum stützen sowie durch einen Blick in die polnische Geschichte, was im Rahmen des Beitrags in aller Kürze angeschnitten wird.

Durch die Teilungserfahrungen und fehlgeschlagenen Revolte in Polen entwickelte sich bereits im 19. Jahrhundert ein Narrativ, das die polnische Identität mit Leiden, Opfern und Märtyrertum verband.⁵³ Durch die Teilungen, aber auch die nationalsozialistische und sowjetische Besetzung im 20. Jahrhundert, konnte ein Nationalgefühl nur im kulturellen, außerstaatlichen Bereich überleben. Als ein Effekt hieraus verstärkte sich die Erinnerungskultur innerhalb der polnischen Bevölkerung in Form der Familienerzählung.⁵⁴ Durch diese Tradierung wurde „[...] die Geschichte Polens zu einem unbeweglichen anachronistischen Mythos“ mit dem Ergebnis einer Romantisierung und Radikalisierung des Nationalismus. Die starke Betonung der „Erinnerung“ in Polen macht daher unter anderem Julie Fedor als ein sinnstiftendes Mittel aus, um Polen über die Zeiten „lebendig“ zu halten.⁵⁵ Ein Ziel nach 1989 war es deshalb auch die „fragmentierte und unterdrückte“ polnische Kriegserinnerung wiederherzustellen. Im Unterschied zu Deutschland bedeutete dies auch keinen erinnerungskulturellen Bruch: Die Ereignisse schienen den märtyrologischen Blick auf die eigene Geschichte zu bestätigen.⁵⁶ Michael Meng hebt sogar hervor, dass der Holocaust in Polen, als Moment der leidenden und besetzten Nation, diese kollektive Identität und was es heißt, polnisch zu sein, neu verstärkt hat.⁵⁷ In Rückbezug zu unseren Überlegungen zum POLIN Museum scheint dieses Narrativ hier einen expliziten

⁵³ Roos, Julia: Das multikulturelle bauliche Erbe, Denkmalpflege und Wiederaufbau in Polen von 1944 bis 1956. Die Beispiele Stettin und Lublin. Hamburg 2010 (Diplomarbeit), S. 24; Fedor, Julie: War museums and memory wars in contemporary Poland. In: A companion to heritage studies. Chichester, West Sussex [u.a.] 2016. S. 243–253, S. 246.

⁵⁴ Roos, Das multikulturelle bauliche Erbe, Denkmalpflege und Wiederaufbau in Polen von 1944 bis 1956 (wie Anm. 53), S. 23.

⁵⁵ Fedor, War museums and memory wars in contemporary Poland (wie Anm. 53), S. 246.

⁵⁶ Fedor, War museums and memory wars in contemporary Poland (wie Anm. 53), S. 246.

⁵⁷ Meng, Shattered Spaces (wie Anm. 33), S. 27.

Anknüpfungspunkt zu bieten. Als Beispiel kann an dieser Stelle der bereits zitierte Ausspruch von Maurycy Gottlieb dienen, der die Geschichte von Polen und Juden unmittelbar miteinander vergleicht (Abbildung 3). Über die Figur des Leidens entsteht auf diese Weise eine wirkmächtig konstruierte Parallele zwischen den Schicksalen der polnischen und der jüdischen Bevölkerung.

Fazit



Abbildung 7: Galerie 6 *On the Jewish Street*, ein Straßenzug als Projektionsfläche, *Museum of the History of Polish Jews*, 2014.

Im POLIN Museum wird in der Galerie zur Zwischenkriegszeit die Projektion eines rekonstruierten Straßenzugs zum multimedialen Zeugnis des jüdischen Lebens in Warschau – innerhalb der sprachlich aufgebauten Großerzählung des Museums des Lebens (Abbildung 7). Demgegenüber stehen bauliche Reste der jüdischen Vergangenheit in der Stadt, als materielle Zeugnisse einer unbequemen, den Tod mahnenden Vergangenheit. Dass die erhaltenen Fragmente des Warschauer Ghettos kaum präsent im Stadtraum sind, ist bedingt durch die Totalzerstörung im Zweiten Weltkrieg, aber auch durch die Ablehnung der wenigen verbliebenen Relikte in der Nachkriegszeit. Dennoch zeigt auch der aktuelle Umgang mit den Artefakten, dass Prozesse der Aneignung und Ablehnung immer bestimmen, welche Geschichte erzählt, welches Erbe wie erinnert wird. Die Wiederherstellung und Sanierung der Prózna-Straße veranschaulicht dies beispielhaft. Die Zerstörung wird als Zeitschicht ausgeblendet, indem ein Bogen zu einer vorherigen („Blüte“-) Zeit geschlagen wird. So gehören sowohl das Erinnern als auch das Vergessen zu den Mechanismen, die die Konstruktion des Erbes mitbestimmen.

Im POLIN Museum selbst wird der Aspekt des Erinnerns konzeptuell in den Mittelpunkt gestellt. Der Anspruch, das Leben in den Fokus der Erzählung zu rücken, bedeutet hierbei einen wichtigen Impuls für die europäische und internationale Darstellung jüdischer Geschichte und ihrer Erinnerungskultur: Der reinen Verkürzung einer vielfältigen Kultur und Historie auf die Shoah wird etwas entgegengesetzt.⁵⁸ Gerade jedoch dem Anspruch der Multiperspektivität wird das Museum in seiner Umsetzung nicht gerecht. Besucher_innen können im POLIN Museum aus unserer Sicht kaum noch zwischen Fakt und Fiktion unterscheiden. Mehr als bedenklich wird diese emotionale und mythische Aufladung der Geschichte dadurch, dass das Museum für sich selbst den Anspruch erhebt, eine

⁵⁸ Aktuelle Diskurse um die Deutungshoheit und Instrumentalisierung des jüdischen Erbes zeigen auf, dass solche Verkürzungen und Stigmatisierungen ein großes Problem für die Erinnerungskultur, den Umgang mit und das Selbstverständnis der jüdischen Bevölkerung heute darstellen (Czollek, Desintegriert euch! (wie Anm. 22)).

Wahrheit zu verbreiten. Der Fokus auf das ‚Leben‘ der Juden und Jüdinnen dient aus unserer Sicht vielmehr einer Instrumentalisierung für eine außerjüdische Identitätsbildung – in diesem Fall der polnischen Nation über das Narrativ des Leidens.

Der Blick auf die baulichen Überreste des Warschauer Ghettos verdeutlicht, dass das fragmentarische Geschichtszeugnis in dieser auf Ganzheit und Leben bedachten Erbe-Konstruktion kaum einen Platz zu haben scheint. Als materielle Verkörperungen der Vernichtung entziehen sie sich bis zu einem gewissen Grad dem Narrativ des Lebens, eröffnen so weniger lineare Lesarten des jüdisch-polnischen Erbes und sind stattdessen zugänglich für vielfältige Zuschreibungen und Deutungsmuster.⁵⁹ Sprache als Instanz, die Bedeutungen und Sichtweisen beeinflusst, nimmt in diesem Geschichtstheater eine maßgebliche Rolle ein und scheint das Geschichtszeugnis gewissermaßen abzulösen. In diesem Sinne bleibt die Wirkmächtigkeit der Sprache ein weiter zu diskutierendes Thema – nicht nur für die Erbe-Produktion im polnisch-jüdischen Museum in Warschau, sondern auch für die Konstruktion von Erbe allgemein.

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Foto: mamik, 2012, Wikimedia Commons, CC BY-SA 3.0
[https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Warszawa,_Muzeum_Historii_%C5%BByd%C3%B3w_Polskich_-_fotopolska.eu_\(331935\).jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Warszawa,_Muzeum_Historii_%C5%BByd%C3%B3w_Polskich_-_fotopolska.eu_(331935).jpg) zuletzt abgerufen am: 01.09.2019.

Abbildung 2: Foto: Kpalion, 2013, Wikimedia Commons, CC BY-SA 3.0,
https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Museum_of_the_History_of_Polish_Jews_facade_closeup_2013.jpg zuletzt abgerufen am: 01.09.2019.

⁵⁹ Trotz dieses Potentials sind auch die materiellen Zeugnisse der Vergangenheit immer geprägt von ihren spezifischen Deutungen und Inanspruchnahmen als Erbe, wie auch in diesem Beitrag schlaglichtartig aufgezeigt werden konnte.

Abbildung 3: Screenshot: Google Maps, Aufnahme von 2014, © Google, <https://www.google.de/maps/@52.2495564,20.9927769,2a,75y,231.09h,73.42t/data=!3m6!1e1!3m4!1sRt-LuVpu64dmvEZm01C0xrg!2e0!7i13312!8i6656> zuletzt abgerufen am: 01.09.2019.

Abbildung 4: Foto: Piotrus, Wikimedia Commons, 2015, CC BY-SA 3.0 https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Warszawa_summer_2015_144.JPG zuletzt abgerufen am: 01.09.2019.

Abbildung 5: Foto: Adrian Grycuk, 2017, Wikimedia Commons, CC BY-SA 3.0 https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Fragment_mur%C3%B3w_getta_ul._Z%C5%82ota_62_2017a.jpg zuletzt abgerufen am: 01.09.2019.

Abbildung 6: Foto: Adrian Grycuk , 2013, Wikimedia Commons, CC BY-SA 3.0 https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Ulica_Pr%C3%B3bc5%BCna_przy_placu_Grzybowski_01.JPG zuletzt abgerufen am: 01.09.2019.

Abbildung 7: *Museum of the History of Polish Jews*, 2014, Wikimedia Commons, CC BY-SA 3.0 https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Museum_of_the_History_of_Polish_Jews_in_Warsaw_Main_exhibition_Street_01.jpg zuletzt abgerufen am: 01.09.2019.

Literatur

- Bergman, Eleonora: Following the markers.
<http://warsze.polin.pl/en/przeszlosc/terazniejszosc/teraz-eleonora-bergman> (12.9.2019).
- Czollek, Max: Desintegriert euch! München 2018.

- Elżanowski, Jerzy: Memorials and Material Dislocation. The Politics of Public Space in Warsaw. In: Public space and the challenges of urban transformation in Europe. Hrsg. von Ali Madanipour, Sabine Knierbein u. Aglaée Degros. New York NY 2014. S. 88–102.
- Elżanowski, Jerzy: Manufacturing ruins: architecture and representation in post-catastrophic Warsaw. In: The Journal of Architecture 23 (2018). S. 740–755.
- Fedor, Julie: War museums and memory wars in contemporary Poland. In: A companion to heritage studies. Chichester, West Sussex [u.a.] 2016. S. 243–253.
- Herber, Grażyna Ewa: Wiederaufbau der Warschauer Altstadt nach dem Zweiten Weltkrieg. Im Spannungsfeld zwischen denkmalpflegerischen Prinzipien, politischer Indienstnahme und gesellschaftlichen Erwartungen. Zugl.: Bamberg, Univ, Diss, 2013. Bamberg 2014 (Schriften aus der Fakultät Geistes- und Kulturwissenschaften der Otto-Friedrich-Universität Bamberg 17).
- Holc, Janine: Museum Reviews. POLIN Museum of the History of Polish Jews. In: The American Historical Review 123 (2018). S. 1267–1269.
- Janicka, Elzbieta: True Embassy of Poland in Poland: The Polin Myth in the Museum of the History of Polish Jews as Narrative Pattern and Model of Minority-Majority Relations. In: Poland and Polin. New Interpretations in Polish-Jewish Studies. Hrsg. von Irena Grudzińska-Gross u. Iwa Nawrocki. Frankfurt am Main 2016. S. 121–174.
- Jason Francisco: Polin. <http://jasonfrancisco.net/polin> (26.8.2019).
- Kirshenblatt-Gimblett, Barbara: Das Museum der Geschichte der polnischen Juden: historischer Ort und kritische Museologie. In: Historie. Jahrbuch des Zentrums für Historische Forschung Berlin der Polnischen Akademie der Wissenschaften. Hrsg. von Zentrum für Historische Forschung Berlin. Leverkusen-Opladen/Warszawa 2016 (10). S. 85–104.
- Meng, Michael: Shattered Spaces. Encountering Jewish Ruins in Postwar Germany and Poland. Berlin/Cambridge, Mass. 2011.

- Oseka, Piotr: The Polish Debate on the Core Exhibition of the POLIN Museum of the History of Polish Jews.
<http://www.cultures-of-history.uni-jena.de/debates/poland/the-polish-debate-on-the-core-exhibition-of-the-polin-museum-of-the-history-of-polish-jews/> (14.5.2019).
- Parts of Warsaw Ghetto wall to become historic monuments. In: Times of Israel (21.2.2018).
- POLIN Museum: About the Museum. <https://www.polin.pl/en/about-museum> (14.5.2019).
- POLIN Museum: Core Exhibition.
<https://www.polin.pl/en/exhibitions/core-exhibition> (19.5.2019).
- POLIN Museum: Encounters with Modernity (1772-1914).
<https://www.polin.pl/en/wystawy-wystawa-glowna-galerie/encounters-modernity> (20.5.2019).
- POLIN Museum: European Museum of the Year Award 2016 goes to POLIN Museum! <https://www.polin.pl/en/event/european-museum-of-the-year-award-2016-goes-to-polin-museum> (14.5.2019).
- POLIN Museum: Polin Museum resounded with legends.
- POLIN Museum: Public-Private Partnership.
<https://www.polin.pl/en/about-museum/public-private-partnership> (14.5.2019).
- POLIN Museum: The Building.
<https://www.polin.pl/en/about-museum/building> (14.5.2019).
- POLIN Museum: Paradisus Iudaeorum (1569-1648).
<https://www.polin.pl/en/wystawy-wystawa-glowna-galerie/paradisus-iudaeorum>.
- Puttkamer, Joachim von: Szmuel Zbytkower und Canaletto. Eine Spurensuche im Waschauer Museum der polnischen Juden. In: *Historie. Jahrbuch des Zentrums für Historische Forschung Berlin der Polnischen Akademie der Wissenschaften*. Hrsg. von Zentrum für Historische Forschung Berlin. Leverkusen-Opladen/Warszawa 2016 (10). S. 125–141.

- Roos, Julia: Das multikulturelle bauliche Erbe, Denkmalpflege und Wiederaufbau in Polen von 1944 bis 1956. Die Beispiele Stettin und Lublin. Hamburg 2010 (Diplomarbeit).
- The empty museum... In: London Jewish Chronicle (27.11.2014).
- Tokarska-Bakir, Joanna: Polin: "Ultimate Lost Object". In: Poland and Polin. New Interpretations in Polish-Jewish Studies. Hrsg. von Irena Grudzińska-Gross u. Iwa Nawrocki. Frankfurt am Main 2016. 49-58.
- Wóycicka, Zofia: Zur Einführung in die Debatte um das Museum der Geschichte der polnischen Juden „Polin“. S. 81–84.

Typologie deutscher Twitter-Bots im Journalismus. Eine explorative Studie.

Von Theresa Körner und Sophie Winkler

1 Einleitung

Vor dem Hintergrund der Digitalisierung und des anhaltenden Medienwandels leben wir in einem disruptiven Zeitalter. Es findet ein Umbruch, geprägt von der Etablierung verschiedener Algorithmen in allen Lebensbereichen, statt. Dieser Umbruch wird auch als „algorithmic turn“ (Napoli 2014: 341) bezeichnet (vgl. Heise 2016: 203f). Auch Sprache und Kommunikation wird immer häufiger durch automatisierte Verfahren generiert oder weiterverbreitet. Einen besonderen Stellenwert nehmen hier sogenannte *Bots* oder *Social-Bots* ein. Bereits im deutschen Bundestagswahlkampf 2017 erklärten die fünf großen Parteien explizit keine *Bots* in ihrer Wahlkampfkommunikation eingesetzt zu haben (vgl. Fritz 2018). Spätestens mit der Forderung des Bundestagsabgeordneten Ralph Brinkhaus nach einem „Anti-Bot-Gesetz“ findet das Thema nicht nur Einzug in den politischen, sondern auch den öffentlichen Diskurs (vgl. Sachsinger 2018).

Eine Arbeitsgruppe der Justizminister_innen der Länder kam im Herbst 2018 zu einem eindeutigen Fazit über die Ausmaße des Machtpotentials von *Social-Bots* (vgl. Fritz 2018). In der öffentlichen Wahrnehmung gehen *Bots* oft mit negativen Konnotationen einher. So werden *Bots* im öffentlichen Diskurs insbesondere mit Fokus auf ihre potentielle Macht, das öffentliche Stimmungs- bzw. Meinungsbild zu beeinflussen, wahrgenommen (vgl. Sachsinger 2018). Es geht also um Machtgefüge bzw. Machtverschiebungen in der öffentlichen Meinungsbildung. Im Geflecht der Meinungsbildung nehmen der Journalismus bzw. Journalist_innen einen besonderen Stellenwert ein. Die Frage liegt nahe, ob auch im

Journalismus automatisierte Sprache, durch Bots, genutzt wird und inwiefern dies einen Einfluss auf gesellschaftliche Debatten hat.

Betrachtet man den öffentlichen, aber auch den wissenschaftlichen Diskurs zu Bots, so fällt auf, dass die Begrifflichkeiten teils unterschiedlich verwendet werden. Eine Einigung auf gemeingültige Begriffe erscheint allerdings grundlegend, um einen soliden Diskurs über das Machtpotential von Bots oder über Veränderungen der Machtgefüge in der öffentlichen Meinungsbildung durch Bots zu führen. Ein Blick auf die Forschung zum Thema Bots zeigt, dass der Fokus auf verschiedene Forschungsschwerpunkte gelegt wird. Einen Forschungsbereich bildet dabei eine qualitative Tradition, welche vor allem empirische und methodische Implikationen betrachtet (vgl. u. a. Lokot und Diakopoulos 2016). An diesem Forschungsbereich knüpft der vorliegende Beitrag an. Es interessiert, *wie* Bots genau genutzt werden. Wie sind solche Bots genau konstituiert? Welche Funktion haben sie? Welche Unterschiede und Gemeinsamkeiten gibt es? Oder allgemeiner: Wonach lassen sich Bots kategorisieren? Geleitet von diesen und weiteren Fragen entwickelte sich das Forschungsinteresse des vorliegenden Beitrags. Dem Beitrag übergeordnet steht die Frage: *Wie werden Bots im deutschen Journalismus genutzt?*

Im Rahmen der vorliegenden Arbeit werden zunächst die zentralen Begriffe definiert. Anschließend wird zusammenfassend die aktuelle Forschung zur Thematik dargestellt. Der Schwerpunkt liegt hierbei auf der Erläuterung eines mehrdimensionalen Analyseschemas für Bots (Lokot und Diakopoulos 2016), welches später für die Operationalisierung herangezogen wird. Es folgt die Darstellung des Forschungsdesigns der Studie. Danach wird knapp die Konzeption der Untersuchung vorgestellt. Als Untersuchungsobjekte werden *Bots* auf *Twitter* bestimmt, da das Soziale Netzwerk einerseits im Journalismus die meiste Popularität erfährt und andererseits bereits Gegenstand der gegenwärtigen kommunikationswissenschaftlichen Forschung ist (vgl. dazu Pfaffenberger 2016; Lokot und Diakopoulos 2016). Mittels qualitativer Inhaltsanalyse werden wesentliche Funktionsmerkmale strukturiert und erste Unterschiede in der

Verwendung von *Bots* herausgearbeitet. Der explorative Ansatz der Studie schafft somit eine Grundlage zur weiteren wissenschaftlichen Forschung.

2 Definition der zentralen Begriffe

Der Begriff „Bot“ leitet sich von dem englischen Wort „robot“ ab und meint jegliche Art der Automatisierung in Form eines Algorithmus. Automatisiert werden vielfältige Aufgaben – in bisher nahezu allen Lebensbereichen. Zur Einordnung ist es wichtig, zu betonen, dass es bisher technisch nicht möglich ist, dass sich Bots auf *Twitter* eigenständig, also ohne menschliche Entwicklungs- und Überprüfungsinstanz, erzeugen und veröffentlichen. Hinter einem Bot oder auch einem Netzwerk von Bots stehen menschliche Entwickler_innen (vgl. Lokot und Diakopoulos 2016). Algorithmen sind „eindeutig definierte Handlungsvorschriften zur Lösung von Problemen“ (Heise 2016: 204). Sie werden entweder fest definiert oder bei Verfahren wie dem maschinellen Lernen als dynamisches, lernfähiges System implementiert (vgl. Heise 2016: 204ff). Mit Algorithmen haben sich in der Wissenschaft zunächst die formale Mathematik, die Informationstheorie und die Informatik beschäftigt. Algorithmen sind mit zunehmender Computerisierung der Gesellschaft fortan aber auch für andere Disziplinen von Interesse. So setzen sich beispielsweise die Soziologie, Rechtswissenschaft oder auch die Kommunikationswissenschaft mit der Bedeutung und den Konsequenzen für die Gesellschaft auseinander. Die technische Begriffsdefinition erweitert sich um eine soziotechnische Perspektive (vgl. Heise 2016: 204ff). In den verschiedenen Disziplinen werden Algorithmen nach Heise (2016: 205) verstanden als:

„Raum mikropolitischer Aushandlung, als Institution, als spezifische Form der Entscheidungsfindung, als ›Statement‹, semiotische Figur oder Ausdruck eines Modus der Rationalität und sozialen Ordnung bis hin zu einer universellen Logik der Produktion von Wissen und kultureller Bedeutung [...].“

Der Begriff Bot wird häufig in Kombination mit anderen Begriffen verwendet, wobei sich die Begriffserweiterung oft auf das Anwendungsgebiet bezieht: So untersucht Anderson (2017) beispielsweise die Funktionen von Chat-Bots, die Nachrichten und Informationen in Konversationen verbreiten. Howard und Kollanyi (2016) prägen den Begriff der „political bots“, womit sie Bots bezeichnen, die bei politischen Ereignissen wie dem Brexit eingesetzt werden.

Im Folgenden werden zwei, für den Beitrag relevante, Begriffe genauer voneinander abgegrenzt: der Social-Bot und der News-Bot. Beide beschreiben zunächst einen automatisierten „Akteur“ in Sozialen Netzwerken. Unterschiede lassen sich im Ziel bzw. in der (Haupt-)Funktion der Bots festmachen. So hat ein Social-Bot das Ziel, Meinung zu verbreiten. In dieser Funktion tritt er mit anderen gezielt in Interaktion und täuscht menschliches Verhalten vor (vgl. u. a. Frischlich 2018: 145ff; Graber und Lindemann 2018: 57; Lokot und Diakopoulos 2016: 682ff; Pfaffenberger 2018: 63; Zydorek 2018: 135ff). Auch aus diesem Grund sind Social-Bots häufiger Untersuchungsgegenstand im Kontext von Macht und Manipulationsversuchen, so beispielsweise bei Graber und Lindemann (2018) oder bei Frischlich (2018) im Zusammenhang mit Propaganda. Ein News-Bot hingegen hat die Nachrichtendistribution zum Ziel. In dieser Funktion tritt ein News-Bot also zunächst nur durch Distribution auf (vgl. u. a. Lokot und Diakopoulos 2016: 682ff; Zydorek 2018: 136ff). Eine Teilfunktion eines News-Bots kann allerdings auch die Interaktion sein (vgl. Bradshaw 2018: 310; Zydorek 2018: 138), welche als Hauptfunktion von Social-Bots definiert wurde. Hier wäre dann die Bezeichnung Chat-Bot bezeichnend. Die Erläuterung zeigt: die Begriffe sind nicht immer trennscharf, Grenzen können verschwimmen und eindeutige Bezeichnungen sind schwer.

Die oben beschriebene Definitionsproblematik stellt eine Limitation im Umgang mit den vorhandenen Begriffen dar. Aus diesem Grund wird im vorliegenden Beitrag der neutralere Begriff *Bot* bzw. (teil-)automatisierte Content-Generierung verwendet. Dies folgt auch deshalb der Forschungslogik, da nähere Beschreibungen erst induktiv durch die Analyse am

Untersuchungsmaterial erfolgen sollen. Im Fazit werden die oben genannten, bestehenden Begriffe nochmals aufgegriffen und mit den Ergebnissen in Verbindung gebracht.

3 Aktueller Forschungsstand

Der Forschungsstand zu Bots ist überschaubar. Neben praxis-orientierten Handbüchern und allgemeineren Grundlagenbüchern, die die Thematik streifen, wenn es um automatisierte Sprache geht (vgl. u. a. Bradshaw 2018; Zydorek 2018), lässt sich die Forschung zu Bots mit Fokus auf ihre soziotechnische Komponente in verschiedenen Forschungsbereichen verorten: Einen Bereich macht den Komplex um Social Media und Bots aus (vgl. u. a. Pfaffenberger 2016), wobei hier Bots weniger im Zentrum der Forschung stehen. Als eigenständiges Phänomen werden sie hingegen im Bereich der Propagandaforschung behandelt (vgl. u. a. Frischlich 2018; Graber und Lindemann 2018; Howard und Kollanyi 2016). Als dritten Forschungsbereich lässt sich eine qualitative Tradition erkennen, in der insbesondere empirische und methodische Implikationen vordergründig sind (vgl. u. a. Lokot und Diakopoulos 2016). An diesem letzteren Forschungsbereich knüpft die vorliegende Studie an, weshalb im Folgenden der Fokus auf die methodischen Herausforderungen und Ansätze in der qualitativen Forschung zu Bots auf *Twitter* gelegt wird.

Ob *Twitter*-Accounts automatisiert oder teil-automatisiert bedient werden, ist schwer festzustellen und eindeutig zu belegen. Dies gilt sowohl für *Twitter*-Nutzer_innen im täglichen Umgang, für die Recherche und Quellenüberprüfung von Journalist_innen als auch in der wissenschaftlichen Forschung. Es gibt keine Kennzeichnungspflicht für Bots oder automatisiert generierte Tweets, wie es beispielsweise für gesponserte Tweets der Fall ist. *Twitter* als Netzwerk bietet die Funktion mit sog. Tweet-Labels die Quelle eines Posts anzugeben. Auch diese Kennzeichnung basiert aber auf freiwilliger Basis. Neben der Kennzeichnung stellt auch die Bewältigung großer Datenmengen auf *Twitter* (vgl. Howard und Kollanyi 2016; Pfaffenberger 2016) eine Herausforderung für die

wissenschaftliche Forschung dar. Um eine Vielzahl an Bots oder (teil-)automatisierten Inhalten auf *Twitter* analysieren zu können, wurden dazu verschiedene Softwarelösungen programmiert.

So wurde in bisherigen wissenschaftlichen Arbeiten beispielsweise das Softwaresystem *Online-Human-Bot Interactions* der Universitäten Indiana und Southern California verwendet. Deren Algorithmen arbeiten mit Machine-Learning-Verfahren und können eine große Menge an Daten von Twitter-Accounts auswerten. Dabei prüft der Algorithmus sechs Kriterien, wie zum Beispiel die Art der Userangaben, die Zusammensetzung der Follower und des Netzwerks bis hin zu Content- und Sentiment-Analysen der getwitterten Inhalte. Die Forscher_innen weisen in der Arbeit darauf hin, dass die Software nicht in allen Einzelfällen eindeutige Aussagen liefern kann. Sie halten zudem fest, dass in der Praxis die Komplexität und Funktionalitäten von Bots weiterentwickelt werden. Häufig nutzen Bot-Entwickler zudem Soziale Netzwerke, und hier insbesondere *Twitter* aufgrund der vergleichsweise einfachen Zugänglichkeit, um Bots gezielt zu testen und zu trainieren. Daher ist davon auszugehen, dass Twitter-Bots auf dem aktuellsten technologischen Stand sind und daher von gängiger Software zur Bot-Erkennung nicht gefunden werden. Vor allem dann nicht, wenn die Bots gezielt entwickelt werden, um ihre Identität zu verschleiern (vgl. Graber und Lindemann 2018: 63f.). Aus einem weiteren US-amerikanischen wissenschaftlichen Forschungsprojekt ist die Software *Botometer* (früher: *BotOrNot*) entstanden. Auch dieses Verfahren zur Bot-Identifikation wird häufig genutzt, so unter anderem von Lokot und Diakopoulos (2016). Allerdings verweisen die Forscher_innen auch hier auf Schwächen des Verfahrens hin und nutzen schlussendlich eine eigene Datenerhebung, die im Folgenden noch beschrieben wird (vgl. Lokot und Diakopoulos 2016: 686f). Bei *Botometer* können sich Nutzer_innen zunächst mit ihrem Twitter-Account einloggen und sind dann in der Lage, einzelne Twitter-Accounts auf mögliche Bot-Aktivitäten zu überprüfen. Der *Botometer*-Algorithmus prüft nach eigenen Angaben über 1200 Eigenschaften eines Accounts, wie die Profilangaben, das Follower-Netzwerk, die Aktivitäten, die Sprache und das Sentiment des

Inhalts. Aus diesen Daten wird dann ein Bot-Score errechnet, mit dem die Bot-Wahrscheinlichkeit abgebildet wird (vgl. o.A. 2019a)¹.

Beide Softwarelösungen arbeiten ähnlich wie menschliche Codierer und werten (eine große Anzahl) an Merkmalen aus. Zum Beispiel analysieren sie, ob sich ein Account an „Schlafzeiten“ hält oder ob über mehrere Wochen hinweg regelmäßig Tweets in einem Rhythmus veröffentlicht werden, den kein Mensch einhalten könnte. Aus einem „nicht-menschenähnlichen“ Habitus wird dann geschlossen, dass es sich um einen Bot handelt. Festzuhalten bleibt, dass es mit solchen Softwaresystemen bereits Ansätze in der Bewältigung der genannten Herausforderungen gibt, allerdings sind gibt es bisher keinen Weg – weder mittels klassisch-händischer Codierung noch durch Codierung mittels Softwaresystemen – der eine eindeutige und zuverlässige Zuordnungen und Analyse leistet, wie die Ausführung im Folgenden zeigt.

Wichtige Forschungsergebnisse, an die die vorliegende Arbeit anknüpft, liefern Lokot und Diakopoulos (2016) in einer umfassenden Studie zu News-Bots² auf *Twitter*. Sie untersuchen Bots, um die „algorithmic logic and editorial decisions“ (Lokot und Diakopoulos 2016: 688) im Zuge der Automatisierung reflektieren zu können. Für die Untersuchung von Bots wurde anhand eines zweigeteilten Samples ein, in einem offenen Codier- und Typologisierungsprozess generiertes, Kategoriensystem mit vier Haupt- und mehreren Unterkategorien entwickelt (siehe Abschnitt 5).

¹ Anm.: Neben diesen beiden Softwarelösungen, die gezielt für die Bot-Identifikation entwickelt worden sind, gibt es eine Reihe an Software, um allgemein Twitter-Accounts zu analysieren und dabei auch zu testen, wie ‚automatisiert‘ die Inhalte sind. Dabei können meist jeweils einzelne Accounts und keine großen Daten untersucht werden. Ein Beispiel ist *accountanalysis*, das laut eigenen Angaben auch von Journalist_innen und Wissenschaftler_innen verwendet wird (vgl. Hammer 2019).

² Lokot und Diakopoulos (2016) definieren durch ihr Stichprobenverfahren News-Bots als Twitter-Accounts, die im weitesten Sinne den Medien, dem Journalismus oder der Herstellung von öffentlicher Meinung zuzurechnen sind. Eine weitere Abgrenzung wird nicht vorgenommen. Da eine differenzierte Begriffsverwendung für die vorliegende Arbeit aber durchaus Sinn ergibt, sprechen wir – auch in Bezug auf die Ergebnisse von Lokot und Diakopoulos – von Bots und nicht von News-Bots.

Die Stichprobe der Studie von Lokot und Diakopoulos setzt sich aus einer bewussten Auswahl zusammen, die durch zwei Erhebungen zustande kam. Von einem zufallsgesteuerten Auswahlverfahren wurde aufgrund des Forschungsinteresses abgesehen. Über eine Recherche mittels Google-Suchergebnissen zu bestimmten Stichworten wurde zunächst ein Sample erstellt, bestehend aus Accounts, die offensichtlich Bots implementiert haben. Dabei wurden nur englischsprachige Accounts berücksichtigt. Die Stichprobe umfasste nach diesem ersten Schritt insgesamt 60 Fälle. In einem weiteren Schritt sollte die Stichprobe durch automatisierte Softwaresysteme vergrößert werden. Während die oben genannten Softwaresysteme zur Erkennung von Bots, auch nach Lokot und Diakopoulos, zu fehleranfällig sind, wurde eine eigenständige Lösung mit Hilfe von DataShift umgesetzt. Anhand bestimmter Suchbegriffe wurden über die Meta-Daten von *Twitter*, welche zum Zeitpunkt der Erhebung noch für DataShift über die „Twitter firehose“ zur Verfügung standen, insgesamt 35.000 Accounts erkannt, die potentiell Bots nutzten. Aus diesen Fällen wurden zufällig 300 Fälle gezogen, die in das Sample miteingehen sollten. Diese 300 Fälle wurden wiederum mittels qualitativer Analyse daraufhin geprüft, ob tatsächlich ein Bot implementiert ist. Die Kriterien für die qualitative Analyse setzen sich u. a. aus der Syntax der Tweets, dem Tweet-Verhalten sowie Account-Merkmalen zusammen. Insgesamt wurden so wiederum 122 Accounts ausgeschlossen, bei denen offensichtlich kein Bot implementiert war. Die Stichprobe setzt sich demnach aus zwei Stichproben, die über verschiedene Wege zustande gekommen sind, zusammen und liegt insgesamt bei 238 Fällen. Diese werden in der Analyse getrennt voneinander betrachtet (vgl. Lokot und Diakopoulos 2016: 687). Lokot und Diakopoulos (2016) leisten mit ihrer Arbeit einen Beitrag, um zu analysieren, wie Bots konzipiert sind und welche redaktionellen Entscheidungen bei der Implementierung und der Verwendung von Twitter-Bots bzw. automatisierter Sprache im Mediumfeld berücksichtigt werden. Das entwickelte Kategorienschema kann die Grundlage für Forschungsarbeiten sein, um weitere Erkenntnisse über Bots zu generieren. So können Bots systematisiert und die Möglichkeiten und Grenzen von

(teil-)automatisierten Accounts identifiziert werden. Außerdem können durch die Herangehensweise neue Instrumente zur Produktion und Distribution von Inhalten im Journalismus aufzeigt werden. Lokot und Diakopoulos finden hier sog. Nischen-Bots, wie die Accounts @congressedits und @PelhamPatch. Der Nischen-Bot @congressedits³ hat immer dann getwittert, wenn anonym Änderungen an Wikipedia vorgenommen wurden und die IP-Adresse des Verfassers bzw. der Verfasserin der Änderung aus dem US-Kongress stammte. Beim Account @PelhamPatch handelt es sich um einen geo-spezifischen Bot, der nur Nachrichten aus einer Kleinstadt twittert.

Mit der Analyse des Samples sowie der ausführlichen Darstellungen von Ergebnissen und Bot-Beispielen zeigen Lokot und Diakopoulos eine umfassende Sammlung von englischsprachigen Twitter-Bots im journalistischen Umfeld auf. Eine solche fundiert-analytische Typologisierung und Charakterisierung von Bots gibt es für den deutschsprachigen Raum noch nicht. An dieser Forschungslücke setzt die vorliegende Studie an. So bildet das Kategorienschema von Lokot und Diakopoulos auch Ausgangspunkt der vorliegenden Studie und wird detaillierter im Abschnitt zur Operationalisierung thematisiert.

4 Typologie deutscher Twitter-Bots im Journalismus – Forschungsdesign

Aus dem Forschungsstand ergibt sich die Frage, *wie* verschiedene Akteur_innen Bots genau nutzen. Im Geflecht der Meinungsbildung wurde dabei der Journalismus in den Fokus genommen. Neben Journalist_innen tragen freilich auch weitere Kommunikator_innen zur öffentlichen Meinungsbildung bei. Eine Untersuchung anderer Akteure_innen kann in dieser Studie allerdings nicht geleistet werden. Aus dem Grund steht der Studie übergeordnet die Frage: *Wie werden Bots im deutschen Journalismus genutzt?*

³ Anm.: Der Account ist von Twitter gesperrt worden.

Die eingesetzten Bots finden sich insbesondere in den Sozialen Netzwerken (vgl. Zydorek 2018: 135). Zu diesen zählen *Facebook*, *Twitter*, *Reddit*, *YouTube* oder *Instagram*. Unter Medienvertreter_innen und Journalist_innen ist vor allem *Twitter* ein beliebtes Netzwerk. Eine kleine Vorstudie in Form von qualitativen Experteninterviews zeigt, dass Bots für *Twitter* einfacher zu bauen sind, als für andere Soziale Netzwerke wie beispielsweise *Facebook* oder *Instagram*. Somit fiel die Wahl auch aus diesen Gründen auf das Netzwerk *Twitter* als Untersuchungsgegenstand.

Aus der übergeordneten Fragestellung wurden folgende Forschungsfragen gebildet:

FF 1: Wie lassen sich Bots im deutschen Journalismus auf Twitter kategorisieren?

Die Kategorisierung in verschiedene Typen von Bots wird als geeignete Möglichkeit betrachtet, analytisch herauszustellen, wie Bots genutzt werden. Hierzu wurde das Analysemodell von Lokot und Diakopoulos (2016) weiterentwickelt und für die Zwecke der vorliegenden Studie angepasst. Im Zuge der qualitativen Vorstudie sind zudem weitere Forschungsfragen entstanden:

FF 2a: Welche „ausgefalleneren“ Bots lassen sich im deutschen Medienbereich auf Twitter außerdem finden?

FF 2b: Wie lassen sich diese Bots kategorisieren?

Mit „ausgefalleneren“ Bots sind Bots gemeint, die andere Merkmalsausprägungen im Vergleich zur restlichen Stichprobe ausweisen. Durch Rückbezüge im Forschungsprozess wird dieser Aspekt erst im Abschnitt zu den Befunden deutlicher. Dies resultiert aus dem explorativen und somit qualitativen Charakter der vorliegenden Studie. Es handelt sich um einen Forschungsprozess einer nicht-standardisierten Untersuchungsanlage, dessen Prozess nicht linear verläuft (vgl. Scholl 2015: 189). Zur Beantwortung der Forschungsfragen wurde ein methodisches Design entwickelt, welches sämtlichen Herausforderungen gerecht werden sollte.

5 Methodisches Vorgehen

Die methodische Umsetzung des Forschungsanliegens stand insbesondere vor der Herausforderung, eine geeignete Operationalisierung zur Kategorisierung der Twitter-Accounts zu entwickeln. Diese soll den Standards wissenschaftlich-empirischer Forschung genügen und somit die klassischen Gütekriterien berücksichtigen (vgl. Mayring 2002: 144ff). Das qualitative Vorgehen der vorliegenden Studie enthält einige zirkuläre Rückbezüge im Forschungsprozess. Die Ergebnisse des Beitrags bauen auf einer Vorstudie sowie dem Versuch einer Kommunikator-Befragung und schließlich einer Inhaltsanalyse auf.

Die Vorstudie in Form von qualitativen Experteninterviews wurde mit zwei deutschen Journalist_innen geführt, die seit mehreren Jahren in deutschen Zeitungs- bzw. Rundfunkredaktionen tätig sind. Beide haben Programmiererfahrung und arbeiten in datenjournalistischen Teams bzw. haben Erfahrung mit (Twitter-)Bots. Befragt wurden beide in offenen, nicht-standardisierten Interviews zum Umgang deutscher Zeitungsredaktionen mit Twitter-Bots, ihren eigenen Erfahrungen und Einschätzungen zu Häufigkeit und der Art der Verwendung von Bots in deutschen Redaktionen. Die Vorstudie lieferte Ergebnisse, welche an verschiedenen Stellen des Forschungsprozesses berücksichtigt werden konnten: Beispielsweise konnte so der Schwerpunkt auf das Soziale Netzwerk *Twitter* gelegt werden. Auch resultierten daraus die Erweiterung der Stichprobe um exemplarische Fälle für die Forschungsfragen nach den „ausgefälleren Bots“ (FF2a und FF2b).

Eine geeignete Operationalisierung zur Einordnung der Twitter-Accounts stellte in Bezug auf die Automatisierung eine Herausforderung dar. Zwar geben manche Accounts die Verwendung von Bots an, da diese Kennzeichnung allerdings freiwillig ist, konnte zunächst nicht davon ausgegangen werden, dass jeder Bot (oder jeder teil-automatisierte Account) als solcher gekennzeichnet ist. Um valide Aussagen über diese Variable sowie alle weiteren treffen zu können, wurde zunächst der Weg über eine Kommunikator-Befragung gewählt. Mittels SoSci-Survey wurde eine

Online-Befragung, mit vorwiegend offenen Fragen zu unserem Kategorienkatalog umgesetzt. In einem zweiwöchigen Erhebungszeitraum im Mai 2019 wurden insgesamt zehn überregionale Printmedien angeschrieben (siehe Abschnitt 5.1). Die Methode erwies sich allerdings als bedingt geeignet. Ein großer Nachteil der Befragung generell, die Bereitschaft zur Selbstauskunft und somit die Teilnahmebereitschaft, erwies sich auch für die vorliegende Studie als Problem. Nicht zuletzt aufgrund einer zu geringen Rücklaufquote wurde eine andere Methode gewählt: Eine Inhaltsanalyse konnte den Herausforderungen gerecht werden.

5.1 Sample

Das Forschungsinteresse definiert Journalismus als relevanten Bereich für die Samplebildung. Da die vorliegende Studie einen ersten explorativen Ansatz darstellt und sich der qualitativen Inhaltsanalyse bedient, wird mit einer kleinen Stichprobe operiert.

Der Fokus für diese erste Studie wurde auf den Bereich der überregionalen *ursprünglichen* Printmedien gelegt. Diese Eingrenzung soll genauer erläutert werden: In Zeiten des Internets und der Medienkonvergenz lösen sich die Grenzen der ursprünglichen Mediengattungen – Printmedien einerseits, Rundfunk andererseits – allmählich auf. Medien konvergieren sowohl technisch als auch inhaltlich. Vor dieser Herausforderung soll dennoch eine nachvollziehbar begründete Stichprobe aus typischen Fällen für den Journalismus in Deutschland gezogen werden. Während bei den *ursprünglichen* Rundfunkmedien die Grenzen zwischen Unterhaltung und Information verschwimmen und Fokussierungen auf eine Funktion erst auf einer differenzierteren Ebene der einzelnen Programme erkennbar werden, lässt sich bei den *ursprünglichen* Printmedien die Fokussierung auf Information und Nachrichten und somit den klassischen Journalismus festmachen.

Forschungsökonomische Gründe trugen schließlich dazu bei, bewusst den *ursprünglichen* Printbereich auszuwählen. Überregionale Zeitungen und Zeitschriften wurden schließlich deshalb ausgewählt, da in solchen

Redaktionen überhaupt erst finanzielle Ressourcen vermutet werden, die zur Anwendung von automatisierter Sprache notwendig erscheinen⁴. Das Sample bildet sich demzufolge aus den zehn größten überregionalen Printpublikationen in Deutschland: *BILD*, *FAZ*, *FOCUS*, *Handelsblatt*, *neues deutschland*, *Spiegel*, *Süddeutsche Zeitung*, *taz*, *WELT* und *ZEIT*.

In der Vorgehensweise der Stichprobenerstellung wurde dann auf *Twitter* nach den Publikationsnamen gesucht. Zu jeder Printpublikation konnten mehrere Accounts gefunden werden. Neben überwiegend einem verifizierten⁵ Hauptaccount konnten weitere Subaccounts identifiziert werden, die die Medienhäuser verantworten. Beispielsweise hat die *Süddeutsche Zeitung* einen Hauptaccount @SZ sowie weitere Subaccounts, wie @SZ_TopNews oder @szmagazin. Aus der durchgeführten Kommunikator-Befragung geht hervor, dass allein die *BILD* neben dem Hauptaccount @BILD rund 70 weitere Subaccounts hat, die größtenteils mit „@BILD_“ beginnen. Das stellt eine unüberschaubare Grundgesamtheit dar. Das Ziel der vorliegenden Studie ist es nicht, alle Accounts der Printmedien zu recherchieren und analysieren. Stattdessen wurde für das Sample jeweils ein Hauptaccount recherchiert und dann um jeweils zwei zufällig ausgewählte Subaccounts ergänzt.

Wie bereits im Forschungsdesign erläutert, kam im Laufe des Forschungsprozesses durch Feedbackschleifen die weitere Forschungsfrage nach „ausgefalleneren“ *Bots* im deutschen Journalismus auf. Das Sample wurde deshalb um drei *Bots* erweitert, die als exemplarische Fälle gelten können. Es handelt sich um @asylauftraege (*BR*), @JudithBotler (*taz*) sowie @ROB0TIUS (Marie Kilg)⁶. Diese drei Accounts wurden ausgewählt, da sie von den Expert_innen als Projekte, Pilotprojekte oder Experimente

⁴ Anm.: Hier sei angemerkt, dass in einer Fortschreibung der Studie weitere, auch lokale Printpublikationen sowie der Rundfunkbereich berücksichtigt werden sollten.

⁵ Ein Verifizierungszeichen zeigt auf *Twitter* an, ob ein Account jeweils authentisch ist. Verifizierungszeichen tragen in der Regel Accounts, welche von öffentlichem Interesse sind (vgl. o.A. 2019b).

⁶ Neben diesen Fällen gibt es im deutschsprachigen Bereich auch im Medienumfeld freilich noch weitere Fälle. Aus forschungsökonomischen Gründen wurden letztlich diese drei Fälle in die Stichprobe aufgenommen.

deutscher Print- und Hörfunkredaktionen bezeichnet wurden. Teilweise, wie @ROBOTIUS, arbeiten die verwendeten Algorithmen mit Verfahren der Künstlichen Intelligenz, wie hier dem Maschine-Learning-Verfahren. Es gibt neben diesen Accounts noch weitere, auch ausgefallenerere Twitter-Bots, die journalistische Aufgaben erfüllen. Diese sind durch eine öffentliche Suche mit gängigen Suchmaschinen oder in der Twitter-Suche auffindbar. Die drei ausgewählten Beispiele zur Ausweitung des Sample sind aber alle angebunden an deutsche Print- oder Hörfunkredaktionen. Die Anbindung ist gegeben, da die Redaktionen entweder direkt Auftraggeber sind oder die Botentwickler_innen in Redaktionen arbeiten bzw. dort sozialisiert wurden. Anhand dieser Sampleerweiterung sollen erste Erkenntnisse über die Anwendung „ausgefallenerer“ Bots zusammengetragen werden (siehe Abschnitt 6).

Die Stichprobe, die der vorliegenden Studie zugrunde liegt, besteht somit aus insgesamt 33 Fällen. Hier soll nochmals betont werden, dass die Studie auch aufgrund des Auswahlverfahrens keinen Anspruch auf Repräsentativität hat. Im Folgenden wird die Operationalisierung dargelegt und erläutert, wie die Fälle inhaltsanalytisch aufbereitet wurde.

5.2 Operationalisierung

Die Operationalisierung fußt im Wesentlichen auf dem Analysemodell, das Lokot und Diakopoulos (2016) entwickelt haben und das für den vorliegenden Beitrag wie folgt angepasst wurde. Nach Lokot und Diakopoulos (2016) werden Bots systematisch nach vier Überkategorien typologisiert und charakterisiert. Diese sind die Quellen (Inputs) und das Ergebnis (Outputs) des Bots sowie die Verarbeitung (Algorithmus) und das Ziel bzw. die Funktion. Mit *Input* wird analysiert, aus welcher Art von Quelle die Daten kommen, die der Bot verarbeitet. Neun unterschiedliche Datenquellen können unterschieden werden, zum Beispiel eine einzelne Webseite, ein Twitter-Hashtag, mehrere Webseiten oder ein Archiv. Außerdem wird bei Quellen nach Quellenkennzeichnung kategorisiert (eindeutige, offensichtliche oder unklare Datenquelle). Das *Ergebnis* oder der

Output des Bots legt fest, was mit den eingegebenen Daten produziert wird. Hier legen die Autor_innen der Studie sechs Unterkategorien fest und unterteilen in Tweets zu bestimmten (Nachrichten-)Themen, wie Politik, Wetter, Sport, usw.; Tweets, die nach einer bestimmten Region gefiltert sind, sogenannte geo-spezifische Tweets; Tweets, die eine thematische Nische bedienen sowie Tweets als Kommentare bzw. Kommentierungen. Mit der Kategorie *Verarbeitung bzw. Algorithmus* wird untersucht, wie die Quelleninputs verarbeitet werden. Lokot und Diakopoulos identifizieren dazu A) analysierende bzw. verarbeitende Bots, B) argumentierende Bots, C) kuratierende bzw. aggregierende Bots D) generierende Bots, die ‚eigene neue‘ Inhalte produzieren, E) reaktive oder erwidernde Bots und F) wiederholende Bots, die bestehende Inhalte in das Medium *Twitter* überführen. Die Forscher_innen geben an, dass sich die identifizierten Kategorien überlappen können und Bots auch mehreren Unterformen zuzuordnen sind. Als vierte Kategorie wird nach dem intendierten *Ziel* des Bots bzw. seiner *Funktion* und dazu sieben Unterkategorien unterschieden: Verantwortlichkeit herstellen, Eilmeldungen publizieren, Kritik bzw. Meinung äußern, Entdeckung oder investigative Meldungen verbreiten, unterhalten, informieren, einen Service anbieten oder Spam verbreiten.

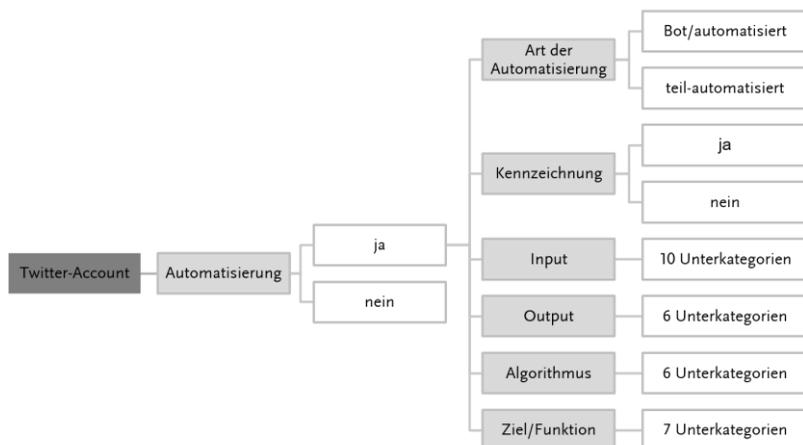


Abbildung 1: Weiterentwickeltes Kategoriensystem in Anlehnung an Lokot und Diakopoulos (2016). Quelle: Eigene Darstellung.

Der Kategorienkatalog von Lokot und Diakopoulos wird für die Operationalisierung adaptiert. Dieser wurde in einem Pretest auf das vorliegende Material angewendet und hat zuverlässige Erkenntnisse erbracht. Aus der Vorcodierung war allerdings ersichtlich, dass für das vorliegende Material zusätzlich weitere Kategorien notwendig sind. Dies lässt sich u. a. auf das Auswahlverfahren der vorliegenden Studie zurückführen.

In einem offenen Codierprozess wurden drei weitere Kategorien mit unterschiedlicher Ausprägung abgeleitet: A) *Automatisierung* mit den Ausprägungen ja und nein, B) *Art der Automatisierung* mit den Ausprägungen automatisiert und teil-automatisiert sowie C) die *Kennzeichnung* mit den Ausprägungen ja und nein. Die Kategorie A) fungiert dabei als übergeordnete Kategorie, da die Art der Automatisierung (B) und die Kennzeichnung von Automatisierung (C) nur untersucht werden kann, wenn auch eine Automatisierung vorliegt. Die vier Kategorien samt Unterkategorien, welche von Lokot und Diakopoulos (2016) übernommen wurden, lassen sich auf derselben Ebene mit den Kategorien B) und C) einordnen. Die

vollständigen Kategorien mit ihren Unterkategorien sind in Abbildung 1 dargestellt. Im Folgenden werden exemplarisch zwei Kategorien und ihre Operationalisierung im Detail dargestellt:

Die Kategorie *Automatisierung* ist notwendig, da bei der Samplebildung anders als bei Lokot und Diakopoulos (2016) vorgegangen (vgl. Abschnitt 5.1) wurde. Die Kategorie ist nominalskaliert mit zwei Ausprägungen. Ein Twitter-Account wurde dann als automatisiert, also mit ‚ja‘ codiert, wenn entweder die Automatisierung in der Befragung angegeben wurde (vgl. zum Vorgehen der Befragung Abschnitt 5), die Accounts als automatisiert oder teil-automatisiert in der Twitter-Biografie bzw. einem entsprechenden Hinweis auf der Webseite der Zeitung (vgl. o.A. 2016) gekennzeichnet wurden oder wenn die Tweets überwiegend nach einem gleichen Schema aufgebaut sind. Dabei ist die dritte Zuordnung über die Inhalte in der Codierung am aufwendigsten: Im Codiervorgang wurde dabei auf inhaltlich-semantischer Ebene analysiert, ob in der Gesamtheit der getwitterten Inhalte regelmäßig Tweets enthalten sind, die einem gleichförmigen Muster entsprechen. Dieses Muster kann dabei von Twitter-Account zu Twitter-Account verschieden sein und ist abhängig vom zugrundeliegenden Algorithmus. Ein Beispiel für ein solches Schema ist, dass Tweets jeweils auf die wiederkehrende Art mit den Inhalten der Webseite der Zeitung verknüpft sind. Die Headline oder der Teaser der Nachricht auf der Webseite entspricht z. B. im genauen Wortlaut dem Text des Tweets und diesem angehängt, ist ein Link zur Nachricht, die auf der Webseite publiziert wurde.

Die *Art der Automatisierung* ist auch in zwei Ausprägungen vorhanden: entweder wird der Account rein automatisiert (also als Bot) verwendet oder es findet noch redaktionelle Pflege und Gestaltung der Inhalte durch Journalist_innen statt. Hier kann ähnlich vorgegangen werden wie bei der Codierung von Automatisierung: wenn es in der Twitter-Biografie, im Impressum der Zeitungsw Webseite oder aus der Befragung eindeutige Erkenntnisse über die Art der Automatisierung gibt, kann dies codiert werden. Zum Beispiel steht in der Twitter-Biografie von @tazLesestoff (2019): „Dies ist ein automatisierter Account.“ Oder bei @welt (2019)

steht „Mal Hand, mal Feed“ und ist deshalb als teil-automatisiert codiert. Wenn es keine Kenntnisse, weder über die Befragung noch die Angaben des Accounts gibt, wurden zur Codierung von teil-automatisierten Tweets folgende Kriterien herangezogen: Werden ohne erkennbares Muster Tweets geliked und/oder retweetet? Werden ohne erkennbares Muster Bilder, Fotos oder Fotomontagen getwittert? Antwortet der Twitter-Account in unstrukturierter, nicht-regelmäßiger Art und Weise? Gibt es Rechtschreib-, Tipp- oder Flüchtigkeitsfehler in den Tweets? Dann liegt ein teil-automatisierter Account vor (bzw. ein nicht-automatisierter Account, dies wurde aber über die Kategorie Automatisierung bereits ausgeschlossen).

Das Untersuchungsmaterial ergibt sich aus der beschriebenen Stichprobe. Im Erhebungszeitraum von ca. zwei Wochen im Mai 2019 wurden die jeweiligen Twitter-Accounts betrachtet. In die Analyse gingen dabei Informationen aus den Twitter-Biografien, den Tweets, den angepinnten Tweets sowie dem Account-Verhalten in Bezug auf Antworten oder Likes ein. Für manche Kategorien mussten mehrere Tweets betrachtet werden, bis sich ein Eindruck gefestigt hat. Für solche Fälle wurde festgelegt, dass bis maximal drei Monate alte Tweets in die Analyse eingehen.

6. Befunde

Zur Beantwortung von FF1 gingen insgesamt 30 Twitter-Accounts in die Analyse ein. Als Ergebnisse der Erhebung können vier Typen von Twitter-Accounts der *ursprünglichen* Printmedien identifiziert werden, die Automatisierungen in der Content-Generierung verwenden. Zudem kann ein weiterer Typ ausgemacht werden, in dem keine Automatisierungen angewandt werden. Die Typen wurden anhand der Ausprägungen der Kategorien A) *Automatisierung*, B) *Art der Automatisierung* sowie C) *Kennzeichnung* gebildet. Exemplarisch wird im Folgenden jeweils ein Beispiel pro Typ erläutert.

Als Typ 1 sind *gekennzeichnete Bots* auszumachen. Hier nutzen Zeitungen Automatisierungsalgorithmen und kennzeichnen den Einsatz solcher

Verfahren. Diese Kennzeichnung erfolgt entweder in der Twitter-Biografie oder in einem gesonderten Impressum auf der Webseite der Zeitung. Die *Süddeutsche Zeitung* hat beispielsweise eine Überblicksseite, in der festgehalten wird, wie die Zeitung ihre Twitter-Accounts benutzt: „Die SZ twittert auf vielen Kanälen. Die meisten werden automatisch mit den neuen Artikeln bestückt, so dass Sie hier ein schnelles Update zu Rubriken bekommen, die Sie interessieren. Persönlicher wird es auf dem Kanal @SZ: Hier twittert unser Newsdesk und antwortet auch auf Ihre Tweets [...]“ (o.A. 2016). @SZ_TopNews, der Subaccount der *Süddeutschen Zeitung*, ist also ein Bot und twittert regelmäßig Eilmeldungen. Die Tweets folgen dabei jeweils einem strukturierten, gleichförmigen Schema. Die Accounts reagieren nicht auf Beiträge von Nutzer_innen: sie antworten nicht oder steigen nicht initiativ in eine Diskussion ein. Durch das widerkehrende Schema ist auch die Art der Datenverarbeitung leicht ersichtlich: es werden jeweils die Headlines und Teaser als Tweet formuliert und mit einem Link zur Webseite versehen. Aus der Vorstudie mit den Befragungen der Expert_innen und der Kommunikatorbefragung wurde deutlich, dass in den meisten Redaktionen Standardsoftwarelösungen verwendet werden, die bei Veröffentlichung einer Nachricht auf der Zeitungshomepage mit den vorhandenen Daten aus dem Content-Management-System (kurz: CMS) heraus Tweets generieren. *Nicht-gekennzeichnete Bots* als Typ 2 sind im Inhalt, in den Datenquellen, der Datenverarbeitung und den Ergebnissen ähnlich aufgebaut wie Accounts von Typ 1, werden jedoch nicht als Bots gekennzeichnet. Ein Beispiel ist @taz_news, hier werden jeweils die Eilmeldungen der *taz* getwittert und mit Link zur Homepage versehen. Der Account antwortet nicht auf Fragen und es ist kein händisch gepflegter Content auszumachen. Die Verwendung von Automatisierungsregeln ist offensichtlich, wird aber nicht gekennzeichnet. Typ 3 und 4 sind Accounts, die teil-automatisierte Verfahren nutzen. Das heißt, die Inhalte werden sowohl von Redakteur_innen manuell erstellt als auch mit automatisierten Verfahren generiert. Die automatisierten Tweets stammen überwiegend aus dem CMS und die händisch erstellten Inhalte sind Likes, Tweets, Fotos, Antwort-Tweets sowie Reaktionen auf

Personen, Tweets oder Hashtags. Die Accounts von Typ 3 und 4 werden zur Übermittlung von Informationen an Leser_innen verwendet. Teil-automatisierte Accounts sind meist die Hauptaccounts, wie @welt oder @SZ. Es gibt teil-automatisierte Twitter-Accounts, bei denen die Art der Automatisierung gekennzeichnet ist, wie bei @welt in der Twitter-Biografie oder bei @SZ auf der Homepage. Außerdem gibt es nicht-gekennzeichnet, teil-automatisiert verwendete Accounts, wie @Bild. Die Teilautomatisierung und Verwendung von Algorithmen wurde aus den Ergebnissen der Kommunikatorbefragung ersichtlich. Im Folgenden sind die fünf Typen von Accounts jeweils kategorisiert:

Tabelle 1: Typologie: Fünf Typen von Twitter-Accounts der ursprünglichen Printmedien.

	Typ 1	Typ 2	Typ 3	Typ 4	Typ 5
Beispiel	@SZ_TopNews	@taz_news	@welt	@Bild	@ndaktuell
Automatisierung	ja	ja	ja	ja	nein
Art der Automatisierung	Bot/automatisiert	Bot/automatisiert	teil-automatisiert	teil-automatisiert	-
Kennz.	ja	nein	ja	nein	-
Input	eindeutig: Webseite der Zeitung	offensichtlich: Webseite der Zeitung	offensichtlich: Webseite der Zeitung	offensichtlich: Webseite der Zeitung	-
Output	aktuelle, allgemeine Themen	aktuelle, Schlagzeilen	aktuelle, allgemeine Themen	aktuelle, allgemeine Themen	-
Algorithmus	wiederholend	wiederholend	wiederholend	wiederholend	-
Ziel/Funktion	Eilmeldungen, Information	Eilmeldungen, Information	Information	Information	-

Tabelle 1 stellt die fünf Typen von Twitter-Bots in ursprünglichen Printmedien anhand des Kategoriensystems gegenüber. Es konnten vier Typen von (teil-)automatisiert gepflegten Twitter-Accounts identifiziert werden, diese sind jeweils mit Beispielen aufgeführt. Zusätzlich gibt es Twitter-Accounts, bei denen keine automatisierte Content-Generierung zu erkennen ist (Typ 5). In den weiteren Kategorien unterscheiden sich die vier Typen, die eine Automatisierung implementiert haben, nicht wesentlich.

Die Algorithmen funktionieren nach einem ähnlichen Schema: es werden Nachrichten für das Medium *Twitter* aufbereitet, indem Links und ein Tweet veröffentlicht wird. Dies sind jeweils keine neuen Informationen, sondern bestehende Nachrichten werden wiederholt bzw. in das Medium *Twitter* überführt.

Die befragten Expert_innen haben in den Interviews weitere Twitter-Accounts genannt, die von deutschen Medienhäusern stammen und deren Algorithmen vielfältiger, also „ausgefallener“ arbeiten als die der bisher beschriebenen Stichprobe. Auch sie sind im weiteren Sinne deutschen Redaktionen zuzuordnen. So ergaben sich FF2a und FF2b. Aufgrund der geringen Fallzahl in der Stichprobe ist bei den ausgefalleneren Bots eine Typologie nicht sinnvoll. Dennoch sollen sie nach den definierten Kategorien in Tabelle 2 aufgeführt werden, um auch andere Funktionsweisen bzw. Ziele von Twitter-Bots im Journalismus zu veranschaulichen.

Tabelle 2: Beispiele für ausgefallenerere Bots.

	Beispiel 1	Beispiel 2	Beispiel 3
Name, (verantwortlich)	@JudithBotler (<i>taz</i> , Marie Kilg)	@asylgroßauftraege (BR Data Team)	@ROBOTIUS (Marie Kilg)
Automatisierung	ja	ja	ja
Art der Automatisierung	Bot	Bot	Bot
Kennz.	ja	ja	ja
Input	ungenau (Interview)	eindeutig (angegeben)	ungenau (Interview)
Output	Nische	Nische	Nische
Algorithmus	generierend, reaktiv/erwidernd	analysierend/verarbeitend	analysierend/verarbeitend, generierend
Ziel/Funktion	Kritik/Meinung, Unterhaltung	Verantwortlichkeit, Investigation, Information, Service	Unterhaltung

@JudithBotler ist ein Account der *taz* und wurde zum Weltfrauentag 2017 live geschaltet, jedoch nach kurzer Zeit von *Twitter* gesperrt und dann ohne die Bot-Funktionalitäten wieder online gestellt. Der Bot wird in seiner Biografie als Bot gekennzeichnet und hatte im Wesentlichen zwei Funktionen: Zum einen wurden automatisiert Zeitungsartikel zu einem bestimmten Stichwort (Feminismus) getwittert und zum anderen hat der Bot im Netzwerk *Twitter* initiativ auf frauenfeindliche Tweets reagiert, indem er die *Twitter*-User_innen zurückbeleidigt hat. Dazu hat die *taz*-Redaktion mehrere Stichwortsammlungen erstellt. Die Datenquellen

sind für die Twitter-User_innen nicht ersichtlich und konnten aus der Expertenbefragung erhoben werden. @JudithBotler ist ein Nischen-Account, dessen Algorithmus sowohl generierend als auch reaktiv/erwidernd funktioniert. Ziel und Intention des Projekts ist die Erfüllung der journalistischen Kritik- und Meinungsfunktion sowie die Unterhaltung der Nutzer_innen.

Das datenjournalistische Team des bayerischen Rundfunks (BR) hat @asylgroßauftraege programmiert, „der Großaufträge deutscher Behörden veröffentlicht, die im Zusammenhang mit Flüchtlingen und Asylbewerbern stehen und an private Firmen vergeben werden“ (o.A. 2015). Die Kennzeichnung der Automatisierung erfolgt in der Biografie des Accounts, auch die Datenquellen werden in einer erklärenden Website des BR erläutert. Der Bot bedient eine Nische, der Algorithmus verarbeitet einen Teil der Daten aus einer größeren Datenbank. Das Ziel von @asylgroßauftraege ist es, Verantwortlichkeit herzustellen, Zusammenhänge darzustellen sowie den Nutzer_innen einen Service und Unterhaltung anzubieten. Die Resonanz auf den Bot war gering, daher hat der BR 2018 die Weiterentwicklung und Pflege des Accounts eingestellt.

Als aktuelleres Beispiel für einen Nischen-Bot im journalistischen Umfeld ist @ROB0TIUS, der die Arbeitsweise und den Betrug von Claas Relotius zum Anlass nimmt, um überzeichnete Vorschläge für Reportagen zu liefern. Die verantwortliche Journalistin, Marie Kilg, kennzeichnet den Bot in der Biografie als Bot. Die Datenquellen sind für die Nutzer_innen nicht direkt ersichtlich. In der Expertenbefragung sowie in einem öffentlich zugänglichen Interview erklärt die Verantwortliche, dass der Machine-Learning-Algorithmus mit Textausschnitten bisheriger Arbeiten von Relotius trainiert wurde. Der Algorithmus analysiert das Muster der Texte, orientiert sich daran und vertauscht unter anderem Subjekte und Objekte. So entstehen, überzeichnet, neue Ideen für Reportagen im Stil von Relotius. Der Algorithmus analysiert zunächst eine Datenmenge und generiert daraus neue Inhalte. @ROB0TIUS soll hauptsächlich unterhalten (vgl. Ripperger 2019).

Die Hauptaccounts der Printmedien sind überwiegend als Accounts von Typ 1 und Typ 2 klassifiziert. Das heißt, es sind teil-automatisiert gepflegte Accounts mit und ohne Kennzeichnung. Lediglich die Zeitung *neues deutschland* nutzt keine Automatisierung und ist als Typ 5 eingeordnet. Die Automatisierungen der Nebenaccounts sind sowohl gekennzeichnet und als auch nicht-gekennzeichnet. Die Funktionalitäten der Bots sind eingeschränkt und die Automatisierungen beziehen sich überwiegend auf standardisierte Tweets aus dem CMS heraus. Die häufigste Funktionalität für die Automatisierung eines Subaccounts ist die Übermittlung von Information, um Eilmeldungen zu twittern.

Aufgrund der Auswahl ist bekannt, dass alle ausgefalleneren Twitter-Accounts mit automatisiert generiertem Content bedient werden. Alle drei Accounts sind als Bot gekennzeichnet. Die Datenquellen und die Art der Datenverarbeitung ist bei einem Bot vollständig angegeben, bei zwei weiteren teilweise dokumentiert bzw. in einem öffentlichen Interview nachzulesen. Die ausgefalleneren Bots wurden jeweils entwickelt, um eine eng abgegrenzte Nische zu bedienen und einen speziellen Nutzer_innen-Wunsch zu bedienen. Die Funktionsweise der Algorithmen unterscheidet sich vom Rest des Samples, da sowohl neue Inhalte erzeugt werden, Antwortfunktionen und Reaktionen der Bots implementiert wurden und Archive und Datenbanken auf Stichworte durchsucht werden können. Die 30 anderen Accounts der Stichprobe erfüllen lediglich die Funktion ‚wiederholend‘. In Kombination mit dem eng eingegrenzten Thema und der komplexeren Funktionalität können die ausgefalleneren Bots auch umfangreichere Ziele und Funktionskataloge zur Erfüllung journalistischer Aufgaben bedienen. Zwei der drei Accounts sind zum Zeitpunkt der Erhebung nicht mehr aktiv.

Schon bei der Beschreibung der Samplebildung sind die Limitationen der vorliegenden Studie deutlich geworden. Das gilt selbstredend auch für Rückschlüsse aus den Ergebnissen der Erhebung. Die Studie ist eine qualitative Erhebung, die keinen Anspruch auf Repräsentativität der Stichprobe und den erhobenen Daten beansprucht. In der Erhebung werden Rückschlüsse auf Merkmale und Eigenschaften des vorhandenen

Samples gezogen, diese Ergebnisse sind auch nicht direkt auf andere Soziale Netzwerke übertragbar. Dasselbe gilt für die Kategorie „Automatisierung“ bzw. „Art der Automatisierung“: hier wurde nach eindeutigen Kennzeichen und Merkmalen codiert. Allerdings stößt eine eindeutige Klassifizierung von Bots an ihre Grenzen, wenn ein Account automatisierte Content-Generierung nutzt und dies gezielt verschleiern will.

7. Fazit und Ausblick

Im deutschen Journalismus werden insbesondere Bots genutzt, die in ihrer Funktion im Einklang mit den Attributen von Massenmedien (vgl. Maletzke 1963: 32) stehen: Die in der Studie untersuchten *ursprünglichen* Printmedien nutzen auf *Twitter* vor allem solche Bots, deren Algorithmen eine überführende bzw. wiederholende Funktion haben. Es handelt sich also in erster Linie um eine Art der technischen Verbreitung, welche öffentlich, indirekt und einseitig an ein disperses Publikum erfolgt. Sog. Social-Bots, die menschliches Verhalten vortäuschen und damit gezielt Meinungsbeeinflussung betreiben, wurden – ebenso wie Chat-Bots – nicht gefunden.

Als Einschränkung der Studie kann betrachtet werden, dass das Untersuchungsmaterial exemplarisch dem Sozialen Netzwerk *Twitter* entstammt. Dieser Einwand kann entschärft werden, wenn die gezeigten Befunde allgemein als Befunde über ein neues journalistisches Instrument gesehen werden, mit dem journalistische Aufgaben erfüllt werden. Dann steckt hinter der Diskussion um möglichen Machtmissbrauch und Meinungsmache durch automatisierte Sprache vielmehr die Frage, wie journalistische Akteure und die Gesellschaft mit diesen neuen Verfahren umgehen. Ein Machtmissbrauch durch automatisierte Sprache im Journalismus konnte durch die vorliegende Studie nicht festgestellt werden.

Weiterhin sei deutlich darauf hingewiesen, dass es sich bei der vorliegenden Studie um ein Querschnittsdesign handelt. Gerade mit Blick auf die fortschreitende Dynamik im Wandel der Technologien bleibt offen, ob diese Befunde auch in Zukunft Bestand haben.

Künftige Studien können an der methodischen Vorgehensweise anschließen und so weitere Akteur_innen, wie Parteien oder PR-Kommunikatoren_innen, betrachten. Von Interesse wären auch hier Befunde in Bezug auf die Ziele bzw. Funktion der eingesetzten Bots. Ein weiterer und vielversprechender Untersuchungsgegenstand können die Bot-Netzwerke und deren Kategorisierung darstellen. Allerdings setzen diese bisher gezielt auf Verschleierung, Nicht-Kennzeichnung und wenig öffentliche Information. Der Zugang zum Untersuchungsmaterial bleibt schwierig. Aus der Studie geht ferner hervor, dass die Kennzeichnung von Bots unterschiedlich gehandhabt wird. Teils ist eine direkte Kennzeichnung vorhanden, womit die Verwendung sehr transparent gehalten wird. Teils ist die Kennzeichnung eher versteckt oder gar nicht vorhanden. In Bezug auf das Transparenzempfinden wäre hier freilich die Sicht der Rezipient_innen von Interesse. Fokussiert man diese, so ergibt sich insgesamt ein weiterer Forschungsbereich: In künftigen Studien sollte die Medienkompetenz von Leser_innen in Bezug auf neue Technologien (sog. *algorithmic literacy*) behandelt werden.

Literaturverzeichnis

- Anderson, Kevin (2017): Beyond the article: Frontiers of editorial and commercial innovation, Digital News Project 2017. Reuters Institute for the Study of Journalism.
- Bradshaw, Paul (2018): The Online Journalism Handbook. Skills to Survive and Thrive in the Digital Age. 2. Auflage. London and New York: Routledge.
- Frischlich, Lena (2018): „Propaganda³“ – Einblicke in die Inszenierung und Wirkung von Online-Propaganda auf der Makro-Meso-Mikro-Ebene. In: Klaus Sachs-Hombach und Bernd Zywiets (Hg.): Fake News, Hashtags & Social Bots. Neue Methoden populistischer Propaganda. Wiesbaden: Springer VS, S. 133–170.

- Fritz, Heike (2018): Social Bots im Wahlkampf. In: BR24, 16.01.2018. Online verfügbar unter <https://www.br.de/nachrichten/netzwelt/social-bots-im-wahlkampf,Qgstsrt>, <19.01.2019>.
- Graber, Robin; Lindemann, Thomas (2018): Neue Propaganda im Internet. Social Bots und das Prinzip sozialer Bewährtheit als Instrumente der Propaganda. In: Klaus Sachs-Hombach und Bernd Zywiets (Hg.): Fake News, Hashtags & Social Bots. Neue Methoden populistischer Propaganda. Wiesbaden: Springer VS, S. 51–68.
- Hammer, Luca (2019): accountanalysis. Online verfügbar unter <https://accountanalysis.app/>, <24.09.2019>.
- Heise, Nele (2016): Algorithmen. In: Jessica Heesen (Hg.): Handbuch Medien- und Informationsethik. Stuttgart: J.B. Metzler, S. 202–209.
- Howard, Philip N.; Kollanyi, Bence (2016): Bots, #Strongerin, and #Brexit. Computational Propaganda During the UK-EU Referendum. In: SSRN Journal. Online verfügbar unter <https://ssrn.com/abstract=2798311>, <19.09.2019>.
- Lokot, Tetyana; Diakopoulos, Nicholas (2016): News Bots. Automating news and information dissemination on Twitter. In: Digital Journalism 4 (6), S. 682–699.
- Maletzke, Gerhard (1963). Psychologie der Massenkommunikation. Hamburg: Hans-Bredow-Institut.
- Mayring, Philipp (2016): Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken. 6., überarbeitete Auflage. Weinheim, Basel: Beltz.
- Möhring, Wiebke; Schlütz, Daniela (2019): Die Befragung in der Medien- und Kommunikationswissenschaft. Eine praxisorientierte Einführung. 3. Auflage. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Napoli, Philip M. (2014): Automated Media. An Institutional Theory Perspective on Algorithmic Media Production and Consumption. In: Commun Theor 24 (3), S. 340–360.

- o.A. (2015): Twitter-Bot zur Flüchtlingskrise. BR. Online verfügbar unter <https://www.br.de/extra/br-data/twitter-bot-asylauftraege-100.html>, <23.09.2019>.
- o.A. (2016): Die Twitter-Kanäle der SZ. Süddeutsche Zeitung. Online verfügbar unter <https://www.sueddeutsche.de/service/updates-auf-twitter-zwitschern-sie-uns-was-wir-ihnen-auch-1.398839>, <23.09.2019>.
- o.A. (2019a): Botometer. An OSoMe project (bot•o•meter). Online verfügbar unter <https://botometer.iuni.iu.edu/#/>, <23.09.2019>.
- o.A. (2019b): Informationen zu verifizierten Accounts. Twitter. Online verfügbar unter <https://help.twitter.com/de/managing-your-account/about-twitter-verified-accounts>, <24.09.2019>.
- Pfaffenberger, Fabian (2016): Twitter als Basis wissenschaftlicher Studien. Eine Bewertung gängiger Erhebungs- und Analysemethoden der Twitter-Forschung. Wiesbaden: Springer VS.
- Pfaffenberger, Fabian (2018): What you tweet is what we get? In: Publizistik 63 (1), S. 53–72.
- Ripperger, Anna-Lena (2019): Was Relotius uns noch zu sagen hätte. Frankfurter Allgemeine. Online verfügbar unter <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/medien/parodie-was-claas-relotius-uns-noch-zu-sagen-haette-16025791.html>, <23.09.2019>.
- Sachsinger, Christian (2018): Gesetz gegen Social Bots bringt womöglich nichts. In: BR24, 17.12.2018. Online verfügbar unter <https://www.br.de/nachrichten/netzwelt/gesetz-gegen-social-bots-bringt-womoeglich-nichts,RCU9SUY>, <19.01.2019>.
- Scholl, Armin (2015): Die Befragung. 3., überarbeitete Auflage. Konstanz, München: UVK-Verlags-Gesellschaft; UTB.
- taz [taz Lesestoff] (2019): Empfehlungen aus der taz [Twitter-Biografie]. Online verfügbar unter <https://twitter.com/tazLesestoff>, <23.09.2019>.
- welt (2019): WELT [Twitter-Biografie]. Online verfügbar unter <https://twitter.com/welt>, <23.09.2019>.

Theresa Körner und Sophie Winkler

Zydorek, Christoph (2018): Grundlagen der Medienwirtschaft. Algorithmen und Medienmanagement. Wiesbaden: Springer Gabler

Zwischen Fakten und Fiktion: Framing in der Berichterstattung über Claas Relotius' Fälschungen

Von Vera Katzenberger und Ina von der Wense

Lügenpresse, Fake News, alternative Fakten: Das sind nur einige der Begriffe, mit denen die Glaubwürdigkeit der Medien zurzeit diskutiert wird (vgl. Denner & Peter 2017; Schultz et al. 2017; Ziegele et al. 2018). Die „Vertrauenskrise der Medien“ ist in aller Munde (vgl. Denner & Peter 2017). Immer wieder kreist diese Debatte um die Frage, inwiefern insbesondere die etablierten Massenmedien ihren Auftrag neutral und umfassend zu informieren, erfüllen. Neben berufsethischen Fragen wird gezielt auch die Echtheit von Fakten und die Vertrauenswürdigkeit von Quellen immer wieder bezweifelt. Dies gilt umso mehr in einer Zeit, in der Medienschaffende stärker denn je um die Aufmerksamkeit ihrer Leserinnen und Leser kämpfen müssen und im Internet der Großteil aktueller Informationen schnell und kostenfrei verfügbar ist.

Im vergangenen Jahr hat die Diskussion um die Qualität des Journalismus weiteren Anschub erhalten: Am 19. Dezember 2018 wurde öffentlich, dass der *Spiegel*-Journalist Claas Relotius über mehrere Jahre hinweg in seinen Reportagen Protagonisten frei erfunden, Handlungen gefälscht und Dialoge sowie Zitate manipuliert hatte. Die Enthüllung erhielt ein gewaltiges Medienecho.

Im Rahmen einer umfassenden Inhaltsanalyse wurde die Berichterstattung deutschsprachiger Print- und Onlinemedien nach Bekanntwerden der Fälschungen untersucht. Im Mittelpunkt stand dabei die Frage, inwiefern Frames, also mediale Selektions- und Interpretationsmuster, den Diskurs dominierten.

Vor einer ausführlichen Beantwortung dieser Frage wird im Folgenden zunächst die Entwicklung des Betrugsfalls rund um Claas Relotius, von ersten Verdachtsmomenten bis hin zur Öffentlichmachung und den Untersuchungen der Aufklärungskommission, nachgezeichnet. Anschlie-

ßend werden theoretische Grundlagen und empirisches Vorgehen im Rahmen dieser Untersuchung erläutert, bevor schließlich deren zentralen Erkenntnisse vorgestellt und exemplarisch diskutiert werden.

Der Fall Relotius im Überblick

Nachdem Claas Relotius zunächst freiberuflich für Medien wie *Die Welt*, das *SZ Magazin* oder *Zeit Online* geschrieben hatte, war er ab 2017 im *Spiegel*-Verlagshaus im Gesellschaftsressort tätig. Das Ressort gehört zu den jüngeren des *Spiegels*: Es war erst 2001 in Folge der ökonomischen und publizistischen Krise und damit einhergehenden Umwälzungen in den Strukturen des Hauses entstanden. Die Reporterinnen und Reporter des Ressorts arbeiten seither vor allem an Reportagen und sind dafür international unterwegs. Relotius zählte zu den erfolgreichsten Journalisten des Ressorts: Für seine Beiträge hatte er in den vergangenen Jahren zahlreiche Journalistenpreise gewonnen, darunter der Peter-Scholl-Latour-Preis, der Konrad-Duden-Preis oder der Katholische sowie der Coburger Medienpreis (vgl. Kittel 2018). Zudem erhielt er über mehrere Jahre hinweg insgesamt vier Mal den Deutschen Reporterpreis des Vereins Reporter-Forum (vgl. ebd.).

Bereits vor Bekanntwerden seiner Fälschungen im Dezember 2018 gab es trotz der zahlreichen Auszeichnungen immer wieder verschiedene Verdachtsmomente gegen den Journalisten: Im Februar 2014 publizierte beispielsweise das schweizerische Magazin *NZZ folio* ein angeblich von Claas Relotius geführtes Interview über einen Friseursalon in Finnland. Weil eine Leserin auf Fehler in dem Text hinwies, ergänzte das Magazin den Text um ein Korrigendum und beendete anschließend die Zusammenarbeit (vgl. Ruh 2018). Schließlich wies im November 2015 ein *Spiegel*-Leser die Chefredaktion in einem ausführlichen Leserbrief auf inhaltliche Fehler in einem von Relotius' Texten hin (vgl. Fehrlé, Höges & Weigel 2019: 133). Und damit nicht genug: Nach der Veröffentlichung eines Beitrags von Relotius über zwei Kinder im Irak berichteten Fernsehkollegen von *Spiegel TV* über die Protagonisten und entdeckten zahlreiche

Widersprüche, auf die sie Relotius' Vorgesetzte aufmerksam machten (vgl. EPD 2018).

Erst Relotius' Kollege, der *Spiegel*-Journalist Juan Moreno, kam den systematischen Fälschungen auf die Spur. Wie der *Spiegel* in dem rund fünf Monate nach Bekanntwerden des Betrugsfalls publizierten Abschlussbericht der Untersuchungskommission angab, wandte sich Moreno erstmals am 13. November 2018 an Relotius (vgl. Fehrle, Höges & Weigel 2019: 135): In einer E-Mail sprach Moreno von inhaltlichen und formalen Bedenken an der ersten Version des Textes „Jaegers Grenze“ über eine US-Bürgerwehr im mexikanisch-amerikanischen Grenzgebiet (erschieden im *Spiegel* 47/2018). An dem Text hatten die beiden Journalisten gemeinsam gearbeitet, hatten allerdings getrennte Recherchen durchgeführt. In einem Telefonat am 16. November 2018 sprach Moreno gegenüber dem damaligen Chef des Gesellschaftsressorts Matthias Geyer erstmals nicht nur noch von Zweifeln, sondern von bewussten Fälschungen und erläuterte die Unstimmigkeiten, so der Abschlussbericht (vgl. ebd.). Kurz darauf erschien der Artikel – trotz der Vorbehalte.

Während einer Reise in die Vereinigten Staaten sammelte Moreno im Anschluss gezielt Belege für seine Vorwürfe. Konfrontiert mit diesem Material, gelang es Relotius zunächst, sich mit gefälschten E-Mails selbst zu entlasten. Erst als Moreno auch Beweise für Fälschungen in einem weiteren Text lieferte, konfrontierte die stellvertretende Chefin des Gesellschaftsressorts Özlem Gezer Relotius und entlockte dem Journalisten ein Geständnis (vgl. ebd.: 136).

Am 19. Dezember 2018 kam es schließlich zur Bekanntmachung der Fälschungen: Unter der Überschrift „Manipulation durch Reporter: *Spiegel* legt Betrugsfall im eigenen Haus offen“ wurden die Leserinnen und Leser in einem umfangreichen Artikel, verfasst von Ulrich Fichtner, auf der Homepage von *Spiegel Online* informiert. Die folgende Printausgabe mit dem Titel „Sagen, was ist“, getreu des Mottos von *Spiegel*-Gründer Rudolf Augstein, widmete dem Betrugsfall schließlich rund 23 Seiten (erschieden im *Spiegel* 52/2018). Als erste Konsequenz aus dem Betrugsfall verkündete der *Spiegel* kurz darauf die Bildung einer Untersuchungskommission. Die Kommission, bestehend aus Brigitte Fehrle, der früheren

Chefredakteurin der Berliner Zeitung, Clemens Höges, Blattmacher beim *Spiegel*, sowie Stefan Weigel, Nachrichtenchef beim *Spiegel*, arbeitete an einer Aufklärung, konzentrierte sich dabei vor allem auf Ursachen sowie mögliche Folgen des Betrugs. Seit dem 25. Mai 2019 liegt die umfassende Aufarbeitung in Form eines Abschlussberichts vor und ist im Internet frei verfügbar. Bereits zuvor war bekannt geworden, dass Fichtner, der Relotius für den *Spiegel* entdeckt hatte, sowie Geyer, der ihn fest anstellte und bis zuletzt redaktionell betreut hatte, doch nicht die für sie vorgesehenen Posten des Chefredakteurs beziehungsweise des Blattmachers erhalten würden (vgl. Denk 2019).

Ob Relotius noch juristische Konsequenzen für die Fälschungen und Manipulationen in seinen Artikeln drohen, ist bislang nicht klar. Strafrechtlich allerdings scheint er nichts zu befürchten zu haben: Die Staatsanwaltschaft Hamburg sehe bislang keinen Grund, Ermittlungen aufzunehmen, berichteten verschiedene Onlinebranchendienstleister (vgl. Lipinski 2018). Der Reporter selbst zog sich vollständig aus der Öffentlichkeit zurück, die erhaltenen Journalistenpreise gab er per SMS zurück.

Im September 2019 erschien das Buch „Tausend Zeilen Lüge“ von Juan Moreno, in dem der Journalist die Geschehnisse aus persönlicher Perspektive heraus einordnet und kontextualisiert. Als Reaktion auf die Veröffentlichung meldete sich Claas Relotius zu Wort: Mit Hilfe des Medienanwalts Christian Schertz geht er seither gegen angebliche Unwahrheiten sowie Falschdarstellungen in Morenos Buch vor.

Theoretische Grundlagen

Die Bekanntmachung von Claas Relotius' Fälschungen auf der Homepage von *Spiegel Online* im Dezember 2018 erhielt eine immense mediale Resonanz. Um die Berichterstattung in deutschsprachigen Print- und Onlinemedien zu untersuchen, diente das Framing-Konzept als forschungsleitende, theoretische Grundlage. Obwohl sich insbesondere in den letzten zwei Jahrzehnten zahlreiche Studien im Bereich der Medien- und Kommunikationswissenschaft mit dem Thema Framing beschäftigt haben (vgl. Bonfadelli 2015; Matthes 2007, 2014; Pürer 2014; Scheufele

1999), besteht nach wie vor kein Konsens in Bezug auf Definitionen und Methodologie (vgl. Jecker 2014; Matthes & Kohring 2004, 2008; Scheufele 1999; Scheufele & Scheufele 2010). Weitgehende Zustimmung erzielt am ehesten Robert Entman, dessen Überlegungen zum Framing als Ausgangspunkt vieler Untersuchungen dienen:

„To frame is to select some aspects of a perceived reality and make them more salient in a communicating text, in such a way as to promote a particular problem definition, causal interpretation, moral evaluation, and/or treatment recommendation for the item described.“ (Entman 1993: 52)

Diesem Verständnis folgend bedeutet Framing also, bestimmte Aspekte sprachlich deutlich hervorzuheben, während andere in den Hintergrund geraten. Frames können damit als sprachliche „Interpretationsschemata“ (Scheufele 2003: 46) verstanden werden, die einen Einfluss auf die Wahrnehmung der dargestellten Information haben können (vgl. Bonfadelli 2015; Pürer 2014; Scheufele 1999). Dieser Effekt wurde inzwischen auch in einigen Studien belegt (vgl. Simon & Jerit 2007; Tversky & Kahneman 1986). Es spielt also nicht nur eine Rolle, *was* gesagt wird, sondern auch *wie* etwas gesagt wird.

Methodisches Vorgehen

Um die Selektions- und Interpretationsmuster zu identifizieren, wurde für die vorliegende Untersuchung ein qualitativ-inhaltsanalytisches Vorgehen nach Philipp Mayring gewählt (vgl. Mayring 2010). Im Mittelpunkt standen damit „Textverstehen und Textinterpretation“ (Kuckarts 2014: 39). Wie von Philipp Mayring gefordert, diente ein sorgfältig erarbeitetes Kategoriensystem als zentrales Instrument der Analyse (vgl. Mayring 2014: 40): Neben Medium, Erscheinungsdatum, Ressort, Umfang, Autorinnen und Autoren sowie deren redaktionellen Rollen und journalistischen Darstellungsformen umfassten die weiteren Kategorien die verschiedenen, bei einer systematischen Sichtung der Artikel identifizierten,

Frames. Die Framing-Kategorien wurden dabei induktiv gebildet und in einem umfassenden Pretest überprüft.

Gegenstand der Analyse waren Artikel aus deutschsprachigen Print- und Onlinemedien, die über die Medien- und Pressedatenbank WISO extrahiert wurden. Berücksichtigung fanden insgesamt 961 Berichte aus den zwei Wochen nach erstem Bekanntwerden des Falls, also vom 19. Dezember 2018 bis einschließlich zum 3. Januar 2019. Mit festgelegten Kriterien (unter anderem Mindestlänge von 100 Wörtern der Beiträge, Ausschluss nicht deutschsprachiger Beiträge, Entfernung von Dubletten, keine Berücksichtigung von Beiträgen des betroffenen *Spiegel*-Magazins) gelang es, die Stichprobe auf 240 Artikel aus deutschsprachigen Print- und Onlinemedien zu reduzieren.

Ein erster Blick auf die untersuchte Stichprobe zeigte: Waren für den Tag nach Bekanntwerden, den 20. Dezember 2018, immerhin 42 Artikel zu verzeichnen, sank diese Anzahl für den 3. Januar 2019 bereits auf nur mehr drei Artikel. In den ersten zwei Wochen nach der Enthüllung nahmen das Interesse und die mediale Aufmerksamkeit also deutlich ab.

Die 240 untersuchten Artikel stammten aus insgesamt 80 verschiedenen Medien. Die Stichprobe war damit zwar sehr heterogen zusammengesetzt, bildete den Diskurs dafür vielfältig ab. Die Mehrheit der Artikel war in deutschen ($n = 190$), gefolgt von österreichischen ($n = 31$) sowie schweizerischen Medien ($n = 17$) veröffentlicht worden. Mehrheitlich handelte es sich um regionale beziehungsweise lokale Printzeitungen ($n = 151$), überregionale Printzeitungen ($n = 65$) oder Online-Medien ($n = 24$).

Diskussion der Ergebnisse

Um die publizistische Bedeutung der Diskussion einordnen zu können, wurden zunächst Ressortzuordnung, Darstellungsformen sowie redaktionelle Rollen der Verfasserinnen und Verfasser der Beiträge in der Stichprobe in den Fokus genommen. Diese drei Indikatoren, so die Annahme, sind in der Kombination gut geeignet, um den Stellenwert, den der Betrugsfall in der Berichterstattung eingenommen hat, möglichst genau festzulegen.

Die Ergebnisse im Hinblick auf die Ressorts legen offen: Die untersuchten Artikel stammten zu 17 Prozent aus dem Ressort Meinung ($n = 41$), zu etwas mehr als 13 Prozent aus dem Ressort Medien ($n = 32$), siehe Abbildung 1. Auch in den Ressorts Feuilleton ($n = 16$) sowie Kultur ($n = 19$) wurde der Fall diskutiert. Überraschend hingegen war, dass immerhin rund 13 Prozent im Ressort Politik erschienen waren ($n = 30$). Der Betrugsfall schien also aus verschiedenen Blickwinkeln betrachtet äußerst relevant zu sein und Reporterinnen und Reporter mit vielfältigen, thematischen Schwerpunkten Anknüpfungspunkte zu bieten.

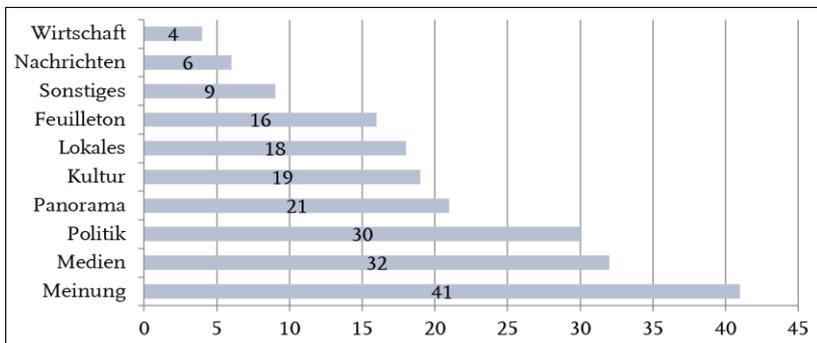


Abbildung 1: Ressortzuordnung der Beiträge (in absoluten Zahlen, insgesamt 240 Artikel)

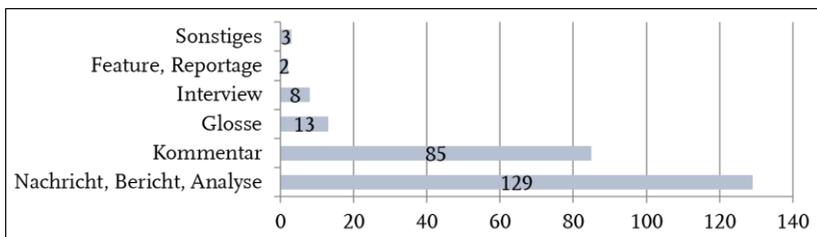


Abbildung 2: Darstellungsformen der Beiträge (in absoluten Zahlen, insgesamt 240 Artikel)

In ihren Berichten schöpften die Journalistinnen und Journalisten die gesamte Bandbreite journalistischer Stile aus: Alle Darstellungsformen kamen in der Berichterstattung im Betrugsfall um Claas Relotius zum Einsatz. Bei insgesamt knapp 54 Prozent der Texte handelte es sich um informierende Darstellungsformen, also Meldungen, Nachrichten, Berichte oder Analysen ($n = 129$). An zweiter Stelle standen mit immerhin rund 35 Prozent meinungsbetonende Darstellungsformen wie Kommentare oder Leitartikel ($n = 85$), siehe Abbildung 2. Dieser Befund kann gestützt werden durch andere Studien, die bestätigen, dass informierende Darstellungsformen in der Berichterstattung über Medien, in Form des so genannten Medienjournalismus, dominieren (vgl. Malik 2004: 278; Malik 2005: 54; Vejr 2009: 82). Der Anteil der Texte kommentierender und meinungsstarker Darstellungsformen an der Stichprobe fiel jedoch erstaunlich hoch aus – vor allem verglichen mit den Ergebnissen anderer Untersuchungen zur Berichterstattung über medienjournalistische Themen (vgl. Krüger & Müller-Sachse 1998: 69).

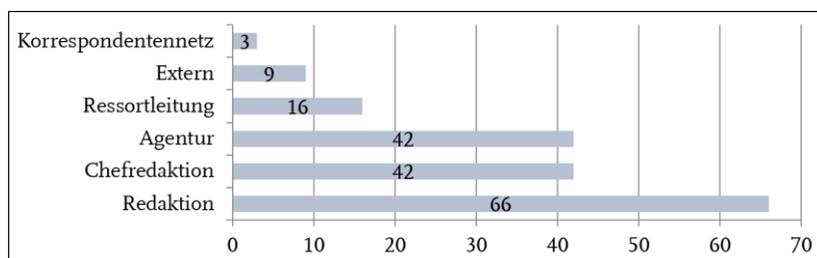


Abbildung 3: Redaktionelle Rollen der Autorinnen und Autoren der Beiträge (in absoluten Zahlen, insgesamt 240 Artikel)

Die Auswertung der redaktionellen Rollen der Autorinnen und Autoren belegte anschließend, dass knapp 28 Prozent aller untersuchten Texte von Redakteurinnen und Redakteuren verfasst wurden ($n = 66$). Wenig überraschend war, dass es sich bei 18 Prozent um Agenturmeldungen handelte ($n = 42$). Andere Texte, immerhin rund vier Prozent, waren von externen Expertinnen und Experten verfasst worden, häufig Personen aus Wissenschaft und Forschung ($n = 9$). Rund 18 Prozent der Artikel

stammten direkt aus der Feder einer Chefredakteurin oder eines Chefredakteurs ($n = 42$) beziehungsweise knapp sieben Prozent aus der einer Ressortleitung ($n = 16$). Zusammengefasst wiesen also 58 von insgesamt 240 Artikeln Verfasserinnen und Verfasser in der Chefetage der Verlagshäuser auf, siehe Abbildung 3. Das ist eine außergewöhnlich hohe Anzahl, berücksichtigt man die Tatsache, dass deutlich mehr Redakteurinnen und Redakteure als Chefredakteurinnen und Chefredakteure angestellt sein dürften. Hinzu kommt, dass die Journalistinnen und Journalisten durch ihre intensive Einbindung in die redaktionellen Prozesse einen wesentlich höheren publizistischen Output als ihre Vorgesetzten haben dürften. Auch andere Studien kamen zum Ergebnis, dass Medienjournalismus häufig „Chefsache“ (Malik 2004: 283) sei.

Insgesamt unterstrichen die Ergebnisse im Hinblick auf Ressorts, Darstellungsformen sowie Autorinnen und Autoren der analysierten Beiträge eindeutig die gesellschaftliche sowie publizistische Relevanz des Falls. Der Berichterstattung über Relotius' Fälschungen wurde in untersuchten Medien ein herausragender Stellenwert zugestanden.

In der Berichterstattung zeigte sich zudem, dass die Journalistinnen und Journalisten systematisch auf verschiedene Selektions- und Interpretationsmuster zurückgriffen und sprachliche Bilder nutzten.

Besonders häufig wurden die Fälschungen mit Rückgriffen auf das semantische Feld von Märchen und Fantasie beschrieben. Insgesamt konnten 249 solcher Aussagen codiert werden. Greift man als Analyseeinheit auf die einzelnen Artikel zurück, verwendeten 131 von insgesamt 240 untersuchten Artikeln, also rund 54 Prozent, solche semantischen Deutungen. So konnte in der Berichterstattung beobachtet werden, wie mit wiederkehrender Regelmäßigkeit Claas Relotius als „Märchenerzähler“ (A181), „Märchenonkel“ (A67, A121, A131, A223), „Schönschreiber“ (A218) oder „Geschichtenerfinder“ (A99) bezeichnet wurde. Neben konkreten Verweisen auf Märchen waren, semantisch betrachtet, ebenso Frames, die sich eher allgemein auf Fantasie bezogen, zu identifizieren: So wurde wiederholt statt von Reportagen von „fantasievoll[e] Machwerk“ (A87) oder von „Reportagen aus Fantastistan“ (A171), die der „Fabulierkunst des Claas Relotius“ (A197) entsprungen sind, gesprochen.

Rahmung aus dem Bereich der fiktiven Literatur deuteten Relotius' Texte als „Fabel[n]“ (A88), als „Krimi[s]“ (A131), als „epische Erzählungen“ (A76), als „ausgeschmücktes Epos“ (A147) oder als „Lügendespinst von epischer Länge“ (A197) mit „genretypischem Pathos“ (A239). War die Rede vom „Märchenonkel“ (A67, A121, A131, A223), war das in der Wirkung auf Rezipierende sicherlich eher eine verharmlosende Darstellung. Wesentlich anklagender im Tonfall erschien es hingegen, wenn in der Berichterstattung vom „lügensüchtige[n] Literat[en]“ (A69) gesprochen wurde – eine Deutung, die klar an den Vorwurf einer sogenannten „Lügenpresse“ erinnert.

Während Claas Relotius von den Berichterstatte[r]innen und Berichterstatte[r]n also zum „Märchenerzähler“ (A181) umgedeutet wurde, wurden seine Reportagen analog dazu zu „ausgeschmückte[n] Märchen“ (A4) oder „Märchengeschichten im Gewand des Journalismus“ (A187). Aus dem Journalisten, der in seiner Arbeit darum bemüht sein sollte, die Realität abzubilden, dabei, so zumindest lauten die grundlegenden publizistischen Leitlinien, der Wahrhaftigkeit verpflichtet ist und höchste Sorgfalt walten lassen sollte, wird also ein Erzähler. Und Grundlage seiner journalistischen Texte wird, genau wie im Märchen, statt Fakten die Fiktion. Im Kontext dieses Selektions- und Interpretationsmusters ragten zwei spezifische Beispiele in besonderer Weise heraus. In ihnen wurden konkrete Parallelen zwischen Claas Relotius und der Schriftstellerin Rosamunde Pilcher beziehungsweise dem Schriftsteller Karl May gezogen:

„Er war eine Art Rosamunde Pilcher im ‚Spiegel‘. Er hat tief ins Schmalzfass gegriffen und das diskrete Menscheln, das zu den Erfolgsgeheimnissen des ‚Spiegel‘ zählt, auf die Spitze getrieben, so dass sich manches fast schon wie eine Parodie liest.“ (A65)

„Karl May aus Radebeul lebte davon, Old Shatterhand, Winnetou und Had-schi Halef Omar vortrefflich imaginieren zu können und seinen Zweiflernforsch zu bescheinigen, alles sei wahr und erlebt. Der Karl May dieser Tage heißt Claas Relotius [...]“ (A103)

Claas Relotius als Rosamunde Pilcher oder Karl May des Journalismus? Anhand dieser Deutungen können verschiedene Motive beziehungsweise Interpretationen, die zentral für die Berichterstattung waren, exemplarisch diskutiert werden. Die Vortäuschung von Authentizität, die Antizipation der Erwartungshaltung verschiedener Publika sowie die Reduktion von Komplexität und Ästhetisierung der Wirklichkeit waren Grundlage dieser Deutungen, wie im Folgenden argumentiert wird.

Erstens, Karl May inszenierte seine Abenteuer rund um Old Shatterhand und Winnetou stets als eigene Erlebnisse. So sind Mays Reiseerzählungen aus Perspektive des Ich-Erzählers Old Shatterhand erzählt: Als Autor identifizierte sich May mit dem Ich-Erzähler vollständig, behauptete stets, alle Schauplätze seiner Erzählungen bereist und die Ereignisse um Old Shatterhand selbst erlebt zu haben. Allerdings hatte May längst nicht alle Orte seiner Bücher besucht – wie auch Relotius. Diese Tatsache war für Journalistinnen und Journalisten Grundlage für zahlreiche Analogien, die sie in der Berichterstattung zwischen dem Schriftsteller und dem Journalisten zogen: „Karl-May-Journalismus nennen das manche; Claas Relotius passt in die Kategorie: Wenig erlebt, gesehen und gefragt – das aber spannend erzählt“ (A229). Beide, Karl May wie auch Claas Relotius, täuschten ihre Leserinnen und Leser mit ihren vermeintlich authentischen Beschreibungen der Orte: Die Texte von May wie auch jene von Relotius zeichnen sich durch eine ausgesprochen bildhafte Sprache und lebendige Schilderungen aus und täuschen damit eine Zeugenschaft des Verfassers vor, erzeugen Authentizität, wo keine ist, entspringen der Imagination statt der Realität. Dabei machte die Vortäuschung der Authentizität gleichzeitig die Aufdeckung der Fälschungen so schwierig: Je fremder und entfernter die Schauplätze, je ausgefallener die Protagonisten, je detaillierter die geschilderte Handlung, desto schwieriger war und ist es, selbst für eine noch so aufmerksame Dokumentation oder Redaktion, die Authentizität des Dargestellten zu überprüfen. All das traf bei Claas Relotius' Reportagen häufig zu, sodass deren Authentizität kaum oder nur ausgesprochen schwer zu kontrollieren war. Relotius nutzte diese Tatsache, so die Berichterstatteerinnen und Berichterstatteer, aus.

Zweitens, die Deutungen rund um die Schriftstellerin Rosamunde Pilcher wiederum haben eine andere Grundlage: Rosamunde Pilcher, die als eine der erfolgreichsten Schriftstellerinnen der Gegenwart gilt, verfasste Liebesromane mit meist ähnlicher Handlung, denen häufig Vorwürfe der Belanglosigkeit, gar des Kitsches gemacht wurden. Auch Relotius' Reportagen wurden in der Berichterstattung, wohlgemerkt erst nach Bekanntwerden der Fälschungen, als „Klischeekitsch“ (A94), „Edelkitsch“ (A240) oder „Kitsch as Kitsch can“ (A126) eingeordnet. Dabei beruht der Vorwurf des Kitschs immer ganz wesentlich auf der Erwartbarkeit. Genau wie die Liebesromane von Rosamunde Pilcher oder auch Märchen im Allgemeinen in ihrer Handlung stets erwartbar sind, galt dies für die Reportagen von Claas Relotius: „Das alles ist einfach ein herrlicher Plot. Sempel, überschaubar, den Erwartungen entsprechend“ (A81). Und so hätten Relotius' Berichte stets „exakt dem Weltbild des linksliberalen ‚*Spiegel*‘-Publikums“ (A128) entsprochen, sodass von „Groschenprosa für Gutmenschen“ (A128) die Rede war.

Rosamunde Pilchers Romane sowie Märchen zeichnen sich darüber hinaus dadurch aus, dass die Handlungsstränge stets auf ein „Happy Ending“ hinauslaufen. Zwar ließen Relotius' Reportagen ihre Leserinnen und Leser nicht immer in positiven Situationen zurück, aber genau wie in den literarischen Werken von Rosamunde Pilcher oder in Märchen war die Handlung meist wenig überraschend: Rezipierende lasen Relotius' Reportagen, „weil sie so schön ins eigene rosarote Weltbild gepasst haben“ (A109) oder weil sie „sich passgenau in den Vorurteilkosmos der deutschen Leser fügten“ (A124), so die Berichterstatte(r)innen und Berichterstatte(r).

Löst man sich von der semantischen Ebene, ist die hier im Diskurs zugrundeliegende Interpretation offenkundig: Relotius' wird vorgeworfen, Weltbilder und sonstige Eindrücke seiner Leserinnen und Leser lediglich zu reproduzieren anstatt sie gegebenenfalls zu korrigieren. Dabei, so ist hier wohl zu ergänzen, antizipierte Claas Relotius nicht nur die Erwartungen seiner Leserinnen und Leser, sondern auch die seiner Kolleginnen und Kollegen sowie insbesondere die seiner Chefinnen und Chefs in der *Spiegel*-Redaktion. Basierend auf seinen Erwartungen von den

Erwartungen seines Publikums, sozusagen eine „Erwartungserwartung“, gestaltete Relotius seine Reportagen. Damit hat dieses Selektions- und Deutungsmuster neben einer rein deskriptiven vor allem eine anklagende Dimension: Leserinnen und Leser genau wie Kolleginnen und Kollegen im *Spiegel* hätten blauäugig und naiv diese Reproduktion ihrer Erwartungen hingenommen, seien zu wenig skeptisch mit Relotius' Reportagen umgegangen. Die Kritik trifft daher auch den *Spiegel* als Medium: „[W]eil [der *Spiegel*] genau das schrieb, was der Mainstream heute gern veröffentlicht“ (A107).

Drittens, genau wie Romane des Schriftstellers Karl May und der Schriftstellerin Rosamunde Pilcher, wie aber auch Märchen insgesamt, zeichneten sich Relotius' Reportagen neben der Vortäuschung von Authentizität und der Erwartbarkeit der Handlungen ihrer Protagonistinnen und Protagonisten auch durch die starke Vereinfachung aus: Sie machten das Komplizierte einfach, erschufen Übersichtlichkeit in einer unübersichtlichen Gesellschaft, sorgten damit für Ordnung in einer zunehmend unordentlichen Realität. Komplexe Herausforderungen – Klimawandel, Flucht und Migration, Terrorismus seien an dieser Stelle nur exemplarisch genannt – wurden von Relotius sogar mit besonderer Vorliebe aufgegriffen, fügten sich aber stets makellos in das ästhetische Gesamtkunstwerk in seinen Berichten ein. Unstimmigkeit oder Widerspruchsfreiheit waren Maßstäbe in Relotius' Reportagen, die er auf die Realität projizierte und an die er die Realität anpasste. Statt der Wahrheit war es immer die ästhetische Darstellung, die im Mittelpunkt stand: „Sprache ist alles, Fakten stören im Zweifel den Erzählfluss. [...] [D]ie Erzählung ist wichtiger als die Wirklichkeit; wenn die Wirklichkeit die Dramaturgie stört, wird sie passend gemacht“ (A147). Und um die ästhetische Darstellung zu gewährleisten, verfasste Relotius, so deuteten es die Journalistinnen und Journalisten in ihren Berichten, genau wie Rosamunde Pilcher, demnach „Geschichten, in denen märchengleich Gut und Böse, Richtig und Falsch eine eindeutige Angelegenheit sind“ (A236) oder in denen „die Wirklichkeit in Schwarz und Weiß“ (A122) gezeichnet wird, obwohl sie „doch meistens [...] grau“ (A122) ist. Mit dieser künstlichen, irreführend verkürzten Darstellung der Realität wurden selbst aus komplexen, trostlosen

Situationen ästhetische Reportagen, in denen alle Erzählstränge perfekt ineinandergriffen, sich optimal ergänzten, wie im Lehrbuch auf eine Klimax zuliefen. Mit der ästhetischen Aufwertung der Wirklichkeit ging bei Relotius immer auch die Aufwertung der eigenen publizistischen Tätigkeit einher: So war Relotius darum bemüht, zu belegen, „dass Journalisten eben immer noch mehr sind als einfache Berichterstatter. Wortgewaltige Erzähler nämlich, Welterklärer“ (A128).

Fazit und Forschungsausblick

Die Inhaltsanalyse der Berichterstattung über Claas Relotius' Fälschungen legte offen: Das Bekanntwerden des Betrugs löste eine umfangreiche, häufig selbstkritische Diskussion in den Medien aus. Dabei nahmen die Berichte in den jeweiligen Publikationen einen hohen Stellenwert ein, wie die Ergebnisse im Hinblick auf Ressortzuordnung, Darstellungsformen und Verfasserinnen und Verfasser der Beiträge unterstrichen. Die Vortäuschung von Authentizität, die Herstellung von Erwartbarkeit beziehungsweise die Antizipation von Erwartungshaltungen und die Reduktion von Komplexität zum Zwecke einer Ästhetisierung der Realität zeichneten Relotius' Reportagen aus und bildeten die Grundlage zahlreicher semantischer Deutungen der berichtenden Journalistinnen und Journalisten.

Während die mediale Berichterstattung längst deutlich nachgelassen hat, erscheinen aufgrund der herausragenden gesellschaftlichen sowie publizistischen Bedeutung des Falls weitere Untersuchungen notwendig. Zu diskutieren wird sein, inwiefern der Betrugsfall im Diskurs von den berichtenden Journalistinnen und Journalisten mit einer Glaubwürdigkeitsbeziehungsweise Vertrauenskrise der Medien in Verbindung gebracht wurde. Ebenso relevant dürfte es sein, nach einer Skandalisierung der Fälschungen zu fragen. Hierbei wird relevant sein, inwiefern der Fall von den Berichterstatterinnen und Berichterstattern als Skandal benannt wurde und welche Bezüge zu anderen Medienskandalen in der Berichterstattung zu identifizieren sind.

Literatur

- Bernhard, U. (2018): „Lügenpresse, Lügenpolitik, Lügensystem“. Wie die Berichterstattung über die PEGIDA-Bewegung wahrgenommen wird und welche Konsequenzen dies hat. In: *Medien & Kommunikationswissenschaft*, Jg. 66, H. 2, S. 170-187.
- Bonfadelli, H. (2015): *Medienwirkungsforschung*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH.
- Denk, D. (2019): Weicher Fall. In: *Süddeutsche Zeitung* vom 21.03.2019.
- Denner, N. & Peter, C. (2017): Der Begriff Lügenpresse in deutschen Tageszeitungen. In: *Publizistik*, Jg. 62, H. 3, S. 273-297.
- Entman, R. M. (1993): Framing: Toward Clarification of a Fractured Paradigm. In: *Journal of Communication*, Jg. 43, H. 4, S. 51-58.
- EPD (2018): Hat Relotius Spenden veruntreut? In: *die tageszeitung* vom 27.12.2018.
- Fehrle, B.; Höges, C.; Weigel, S. (2019): Der Fall Relotius. Abschlussbericht der Aufklärungskommission. Online verfügbar unter: <https://www.spiegel.de/media/media-44564.pdf> (zuletzt abgerufen am 28.08.2019).
- Jecker, C. (2014): *Entmans Framing-Ansatz: Theoretische Grundlegung und empirische Umsetzung*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH.
- Kittel, S. (2018): „Spiegel“-Reporter betrügt Leser. In: *Bergedorfer Zeitung* vom 20.12.2018.
- Krüger, U. M. & Müller-Sachse, K. H. (1998): *Medienjournalismus. Strukturen, Themen, Spannungsfelder*. Wiesbaden: Springer.
- Kuckartz, U. (2014): *Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Lipinski, G. (2018): Der Spiegel-Skandal um Starreporter Claas Relotius: Vorerst kein Fall für die Staatsanwaltschaft. Online verfügbar unter: <https://meedia.de/2018/12/20/der-spiegel-skandal-um-starreporter-claas-relotius-vorerst-kein-fall-fuer-die-staatsanwaltschaft/> (zuletzt abgerufen am 01.09.2019).

- Mayring, P. (2008): Qualitative Inhaltsanalyse. In: Flick, U.; von Kardorff, E.; Steinke, I. (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek: Rowohlt, S. 468-475.
- Mayring, P. (2014): Qualitative content analysis: Theoretical foundation, basic procedures and software solution. Online verfügbar unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-395173> (zuletzt abgerufen am 23.08.2019).
- Malik, M. (2004): Journalismusjournalismus: Funktion, Strukturen und Strategien der journalistischen Selbstthematization. Wiesbaden: Springer.
- Malik, M. (2005): Stars, Skandale, Sensationen – und immer an den Leser denken. Entscheidungskriterien und Thematisierungsstrategien des Medienjournalismus. In: Beuthner, M. & Weichert, S. A. (Hrsg.): Die Selbstbeobachtungsfalle: Grenzen und Grenzgänge des Medienjournalismus. Wiesbaden: Springer, S. 45-62.
- Matthes, J. & Kohring, M. (2004): Die empirische Erfassung von Medienframes. In: Medien- & Kommunikationswissenschaft, Jg. 52, H. 1, S. 56-75.
- Matthes, J. (2007): Framing-Effekte. Zum Einfluss der Politikberichterstattung auf die Einstellungen der Rezipienten. München: Reinhard Fischer Verlag.
- Matthes, J. (2014): Framing. Baden-Baden: Nomos Verlag.
- Pürer, H. (2014): Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH.
- Ruh, B. (2018): Frei erfunden. In: NZZ am Sonntag vom 23.12.2018.
- Scheufele, D. A. (1999): Framing as a Theory of Media Effects. In: Journal of Communication, Jg. 49, H. 1, S. 103-122.
- Scheufele, B. T. (2003): Frames – Framing – Framing-Effekte. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Scheufele, B. T. & Scheufele, D. A. (2010): Of spreading activation, applicability, and schemas: Conceptual distinctions and their operational implications for measuring frames and framing effects. In: D'Angelo, P. & Kuypers, J. A. (Hrsg.): Doing News Framing Analysis. Empirical and Theoretical Perspectives, S. 110-34.

- Schultz, V. T.; Jakob, N.; Ziegele, M.; Quiring, O.; Schemer, C. (2017): Erosion des Vertrauens zwischen Medien und Publikum? In: *Media Perspektiven*, Jg. 21, H. 5, S. 246-259.
- Simon, A. F. & Jerit, J. (2007): Toward a Theory Relating Political Discourse, Media, and Public Opinion. In: *Journal of Communication*, Jg. 57, H. 2, S. 254-271.
- Tversky, A., & Kahneman, D. (1986): Rational Choice and the Framing of Decisions. In: *The Journal of Business*, Jg. 59, H. 4, S. 251-278.
- Vejr, C. (2009): Beobachtung aus dritter Reihe. Medienjournalismus am Beispiel der Fachzeitschrift *Message*. Hamburg: Diplomica Verlag.
- Ziegele, V. M.; Schultz, T.; Jakob, N.; Granow, V.; Quiring, O. & Schemer, C. (2018): Lügenpresse-Hysterie ebbt ab. In: *Media Perspektiven*, Jg. 22, H. 4, S. 150-162.

„Lange dachte man, das deutsche Problem sei ein besonders hoher Anteil kinderloser Frauen“ – Eine korpusbasierte Analyse der Verwendungskontexte des Adjektivs *kinderlos*

Von *Eleonore Schmitt*

1 Einleitung

Mutterschaft wird in der Gesellschaft als ein der Frau¹ inhärenter Geschlechtszustand konstruiert: So wie Mädchen und Jungen zu Frauen und Männern heranwachsen, wird aus einer Frau irgendwann eine Ehefrau und Mutter (Hirschauer 2014 et al: 264-265, Hirschauer 2015, Kotthoff/Nübling 2018: 206-207). Hirschauer (2015: 12) spricht treffenderweise von einem *M/Othering* der Frau:

Für die Frauen ist *M/Othering* [...] ein kontinuierlicher Prozess der Vermutterung, der sie schon lange vor ihrer Pubertät unter Schwangerschaftserwartung stellt. [...] Die Mutterschaft gilt kulturell als ein in den Frauen schlummernder Geschlechtszustand – so wie zuvor das Frausein im Mädchen (Jungfer) schlummerte. In einer reproduktiven Teleologie entpuppt sich die Mutter aus der Frau wie diese aus dem Mädchen. (Hirschauer 2015: 12)

Mutterschaft ist in dieser Perspektive nichts, für das sich Frauen aktiv entscheiden, sondern wird als natürliches Streben konstruiert. Im Gegensatz zur Mutterschaft wird die Vaterschaft hingegen nicht als von der Natur vorbestimmt gesehen.

Diese Vorstellung wird in zahlreichen Diskursen um Mutterschaft sichtbar: Jungen Frauen werden bspw. Sterilisationen verwehrt mit dem

¹ Da im Diskursausschnitt, der in diesem Artikel untersucht wurde, Kinderlosigkeit und Elternschaft nicht in Bezug auf intersexuelle, transsexuelle oder genderfluide Menschen diskutiert wurde, werden im Artikel die Termini *Frau* und *Mann* genutzt, um auf cis Frauen und cis Männer zu referieren.

Verweis darauf, dass die Familienplanung bei ihnen noch nicht abgeschlossen sei (*Ausgelacht vom Frauenarzt*, taz 30.4.201; *Für mich war es wichtig, dass ich das mit meinem Körper machen darf*, jetzt.de 10.8.2019). Zudem werden Frauen mit Kindern auf ihre Mutterrolle reduziert, was sich bspw. daran zeigt, dass *Rabenmutter* weitaus frequenter ist als *Rabenvater*.²

M/Othering zeigt sich außerdem auf Wortebene. So existieren bei Männern zwei Geschlechtszustände (*Junge, Mann*), aber drei für Frauen: *Mädchen, Fräulein* und *Frau* (Kotthoff/Nübling 2019: 206-207). Zwar werden heutzutage auch unverheiratete Frauen als *Frau* angesprochen – *Fräulein* wird nicht mehr genutzt bzw. allenfalls in der Bedeutung ‚Kellnerin‘ verwendet –, aber das aus dem Gebrauch geratene Lexem verweist dennoch auf die nach wie vor gültige Konzeptualisierung der Frau als Mutter. Das Deutsche ist mit der lexikalischen Dreiteilung der Geschlechtszustände bei Frauen indes nicht allein: So kennen bspw. das Englische (*miss*), das Spanische (*señorita*), das Französische (*mademoiselle*) und das Polnische (*panna*) ebenfalls gesonderte Bezeichnungen für unverheiratete Frauen.

Das M/Othering zeigt sich noch expliziter in der Pejorisierung von Frauenbezeichnungen. Diese lässt sich generell für Frauenbezeichnungen beobachten: Mittelhochdeutsch *vrouwe* referierte auf eine ‚sozial hochgestellte Frau‘ und *wîp* auf ‚(Ehe-)Frauen‘. Beide Lemmata wurden semantisch heruntergestuft: *Frau* ist der neutrale Terminus geworden und hat somit das Sem [+ sozial hochgestellt] verloren, *Weib* wird nicht mehr neutral gebraucht, sondern ist ein Schimpfwort (Nübling 2011: 346).

Es ist auffällig, dass nicht nur Frauenbezeichnungen im Allgemeinen, sondern insbesondere Bezeichnungen abgewertet werden, die auf unverheiratete, kinderlose Frauen referieren. Dies ist bspw. bei *der Dirne* der Fall. *Dirne* referierte ursprünglich auf eine junge, unverheiratete Frau und bezeichnet nun Sexarbeiterinnen. Eine ähnliche Bedeutungsverschiebung lässt sich für *Mamsell* beobachten, das von *Mademoiselle*

² Im Zeitkorpus hat *Rabenmutter* 160 Treffer, während *Rabenvater* nur 32 Treffer hat. Gesucht wurde nach *Rabenmutter* bzw. *Rabenvater* über das Interface des Digitalen Wörterbuchs der Deutschen Sprache (Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften). Die Treffer wurden nicht bereinigt.

abgeleitet ist (Nübling 2011: 348-249). Neben der Sexualisierung lässt sich auch beobachten, dass Frauenbezeichnungen zu geschlechtsstereotypen Funktionsbezeichnungen werden wie bei *Magd* ('junge unverheiratete Frau' > 'Dienstmädchen') (Nübling 2011: 348). Auch die Verschiebung von *Fräulein* zu ‚Kellnerin‘ lässt sich hier aufführen. Die Pejorierungen zeigen, dass dem Status, unverheiratet (und kinderlos) zu sein, ein geringer gesellschaftlicher Wert beigemessen wurde, der mit der Übernahme der Rolle als Ehefrau und Mutter in eine angesehene soziale Rolle überführt werden konnte.

Vor diesem Hintergrund erscheint es interessant, zu untersuchen, wie heutzutage über kinderlose Frauen und Männer gesprochen wird. Aufgrund des M/Otherings von Frauen ist davon auszugehen, dass Kinderlosigkeit bei Frauen eher sanktioniert wird als bei Männern und dass kinderlose Frauen im Diskurs als Abweichung konstruiert werden. Einen Hinweis darauf gibt bereits die soziologische Studie von Schmitt/Winkelmann (2005), die beobachten, dass Analysen zu Kinderlosigkeit auf Frauen fokussieren und dabei insbesondere kinderlose Akademikerinnen in den Blick nehmen. Kinderlosigkeit wird dabei auch immer wieder mit Egoismus in Verbindung gebracht (Schmitt/Winkelmann 2005: 2). Dem widersprechen Schmitt/Winkelmann (2005: 10), indem sie auf die Vereinbarkeitsproblematik zwischen Familie und Beruf verweisen. Sie betonen, dass diese nicht nur für Frauen, sondern auch für Männer gilt. Auch der vermeintlich hohe Anteil kinderloser Akademikerinnen stellt sich in Wirklichkeit mit unter 25 % (bezogen auf die Geburtsjahrgänge 1960 bis 1965) als moderat heraus (Schmitt/Winkelmann 2005: 7-8). Schmitt/Winkelmann (2005: 7) stellen diesbezüglich eine ungenaue Berichterstattung fest und konstatieren generell, dass Kinderlosigkeit bei Männern erst seit Kurzem in Forschungsliteratur und Statistiken berücksichtigt werden (Schmitt/Winkelmann 2005: 10-11).

Dieser Artikel ergänzt die soziologische Forschung zum Diskurs um Kinderlosigkeit aus linguistischer Perspektive, indem er die Verwendung des Adjektivs *kinderlos* untersucht. Dabei wird überprüft, ob sich die Verwendungskontexte des Adjektivs in Bezug auf Männer und Frauen unterscheiden und inwiefern sich M/Othering in ihnen spiegelt. Hierfür wurden

zunächst die Bezugswörter des Adjektivs kategorisiert und anschließend für die Kategorien FRAU und MANN Verwendungskontexte bestimmt. Kapitel 2 erläutert das methodische Vorgehen der Studie ausführlich. Kapitel 3 stellt die Ergebnisse vor. Diese zeigen deutlich, dass kinderlose Frauen statistisch erfasst und als Abweichung konstruiert werden, während dies für kinderlose Männer nicht der Fall ist. Die Verwendungskontexte des Adjektivs lassen somit deutlich M/Othering erkennen. Kapitel 4 schließt mit einem Fazit, in dem die Methode reflektiert und ein Ausblick auf anschließende Forschungsfragen gegeben wird.

2 Methodisches Vorgehen

Die letzten zehn Jahrgänge (2008-2018) der Wochenzeitung „Die Zeit“ wurden als Korpus genutzt. Die Suche nach dem Adjektiv *kinderlos* erfolgte über das Digitale Wörterbuch der Deutschen Sprache (Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften). Die Suche ist dabei nicht auf die Wortform *kinderlos* beschränkt, sondern findet alle flektierten Formen des Lemmas. Die Beschränkung auf die letzten zehn Jahrgänge erfolgte, um einen Einblick in die aktuelle Verwendung des Adjektivs *kinderlos* zu erhalten.

Die Treffer wurden auf Doppellungen durchgesehen und bereinigt. Als Doppellungen wurden Belege angesehen, die exakt denselben Inhalt aufweisen.³ Nach Bereinigung der Daten blieben 566 Treffer, die auf folgende Eigenschaften hin annotiert wurden:

1. Lemmatisierung der Bezugswörter von *kinderlos*
2. Kategorisierung der Bezugswörter (induktiv erarbeitet)
FRAU, MANN, PAAR/EHE, MENSCH, ABSTRAKTUM
3. Für die Bezugswortkategorien FRAU und MANN:
 - a. generische vs. spezifische Verwendung

³ Eine Ausnahme bildet eine Belegreihe zu einem 77-jährigen kinderlosen Mann. Hier war die Passage *Anfang des Jahres gestorbene* in einem der Belege gestrichen worden. Da die Wortwahl ansonsten identisch war, wurde auch hier von einer Doppellung ausgegangen.

b. Klassifizierung des thematischen Kontexts (induktiv erarbeitet)

ABWEICHUNG, ADOPTION, BESCHREIBUNG, ERBFOLOGE, KARRIERE, KINDERWUNSCH, LEBENSGESCHICHTE, META, STATISTIK, VERGLEICH, WEIBLICHE ROLLEN, k.A.

4. Stellung des Adjektivs

attributiv, adverbial, prädikativ, isoliert, substantiviert

Die Bezugswörter wurden in erster Linie semantisch bestimmt, d. h. bei Belegen wie *90 Prozent der Frauen in Top-Positionen sind kinderlos* (29.4.2010)⁴ wurde nicht *Prozent* als Bezugswort annotiert, sondern *Frau in Top-Position*, da *Frauen in Top-Positionen* als Genitivattribut zur Maßangabe 90 % dient. In den meisten Fällen musste jedoch nicht zwischen semantischem und syntaktischem Bezug unterschieden werden, da dieser identisch war wie in *Die meisten kinderlosen Frauen leben demnach in Hamburg, wo fast jede dritte kinderlos ist* (7.11.2013).

Die Kategorisierung der Bezugswörter verlief induktiv. Die Kategorien FRAU und MANN wurden annotiert, wenn ein eindeutiger Bezug zu einer Person mit dem jeweiligen Geschlecht erkennbar war.⁵ Hierunter fallen somit alle Referenzen auf spezifische Personen wie bspw. auf Angela Merkel oder auf Jogi Löw, aber auch Bezugswörter wie *Tante*, *Onkel* und *Akademikerin*. Die Kategorie MENSCH wurde annotiert, wenn das Geschlecht einer Person nicht genannt wurde, bspw. bei Selbstreferenz (*Ich [...] bin kinderlos*, 28.6.2016) oder wenn eine Person angesprochen wird (*Sind Sie [...] kinderlos?*, 4.12.2014). MENSCH wurde außerdem vergeben, wenn sowohl Frauen als auch Männer Bezugswort waren (*Und in der Tat sind Eltern gegenüber der stetig wachsenden Zahl von kinderlosen Frauen und Männern weniger mobil und zeitlich nicht so flexibel* 4.2.2011) und wenn ein Maskulinum im Plural genutzt wurde (*Das bedeutet aber nicht, dass jüngere, kinderlose Mitarbeiter nie in Ferienzeiten Urlaub nehmen dürfen*

⁴ Da alle Korpusbelege aus der Wochenzeitung „Die Zeit“ stammen, werden sie nur mit dem Erscheinungsdatum angegeben.

⁵ Bei spezifischer Referenz auf Menschen war keine Referenz auf intersexuelle, transsexuelle oder genderfluiden Personen zu erkennen. Daher bleibt die Eindordnung binär.

8.5.2012), da hier ein generisch intendierter Gebrauch nicht ausgeschlossen werden kann.

Die Kategorie PAAR/EHE umfasst alle Instanzen, in denen Lemmata wie *Ehe*, *Paar* oder *Ehepaar* als Bezugswort dienten (*Die Ehe blieb kinderlos* 16.5.2011). Als ABSTRAKTRUM wurden alle Instanzen annotiert, in denen ein Abstraktrum Bezugswort war wie bspw. *kinderloses Leben* («*Es ist so, dass ich die egoistische Spontaneität meines kinderlosen Lebens liebe*», sagte die 29-jährige der «*Frankfurter Rundschau*» 16.7.2012)

Die Feinannotation nach generischer und spezifischer Verwendung sowie nach Verwendungskotexten wurde nur für die Kategorien FRAU und MANN durchgeführt, da diese den Fokus der Untersuchung darstellen. Die induktiv ermittelten Kotexte werden innerhalb der Ergebnisvorstellung näher erläutert. Die Stellung des Adjektivs wurde vornehmlich aus Vollständigkeitsgründen und ohne zugrundeliegende Hypothesen angefertigt. Da sie keinen Einfluss auf die Verwendung zu nehmen scheint, wird darauf im Folgenden nicht näher eingegangen. Im nächsten Kapitel werden die Ergebnisse der Untersuchung vorgestellt.

3 Ergebnisse

Im Folgenden wird zunächst ein Blick auf die häufigsten Lemmata geworfen und die Häufigkeit der einzelnen Bezugswortkategorien betrachtet. Im Anschluss daran wird auf die Kategorien FRAU und MANN fokussiert: Hierbei wird untersucht, wie sich die generische und spezifische Verwendung sowie die induktiv ermittelten Verwendungskotexte auf die Kategorien verteilen. Um die so erzielten Ergebnisse zu überprüfen, wird auf Conditional Inference Trees sowie Random Forests als statistische Methode zurückgegriffen. Die Analyse erfolgt mit R (R Core Team 2019), Version 3.6.0, und R Studio (RStudio Team 2016), Version 1.1.543. Für das Einlesen und Bearbeiten der Daten sowie für die Erstellung der Graphiken wurden die Pakete *readxl* (Whickham und Bryan 2019), Version 1.3.1, und *tidyverse* (Whickham et al. 2017), Version 1.2.1, genutzt. Für die Berechnung des Conditional Inference Trees und des Random Forests

wurde das Paket *party* (Hothorn, Buehlmann et al. 2006, Hothorn, Hornik et al. 2006; Strobl et al. 2007; Strobl et al. 2008), Version 1.3-3, verwendet.

3.1 Häufigkeit der Lemmata

Abbildung 1 zeigt die Lemmata, die mehr als fünfmal als Bezugswörter im Korpus vorkamen.

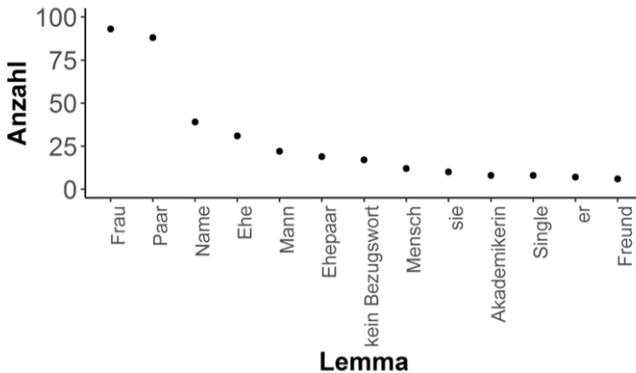


Abbildung 1: Häufigkeit der Lemmata (ab einer Frequenz von sechs Belegen)

Es zeigt sich ein auffälliger Unterschied zwischen den Lemmata *Frau* und *Mann*. *Frau* ist mit 93 Belegen (16,4 %) das häufigste Lemma. Das Lemma *Mann* ist hingegen weit abgeschlagen mit nur 22 Belegen (4 %). Diese Tendenz bestätigt sich bei den Bezugswörtern *sie*⁶ und *er* nicht: Hier besteht mit neun gegenüber sieben Belegen nur ein vernachlässigbarer Unterschied. Alle Verwendungen von *sie* und *er* finden in spezifischen Kontexten statt. Offenbar ist eine Erwähnung der Kinderlosigkeit bei Frauen und Männern also gleichermaßen wahrscheinlich, wenn sie bereits im Diskurs erwähnt wurden und nun mithilfe der Personalpronomina wieder aufgenommen werden.

⁶ Für *sie* wurden nur Belege gezählt, die im Singular stehen, um die Vergleichbarkeit mit *er* sicherstellen zu können.

Wenig überraschend ist das Lemma *Paar* mit 88 Belegen (15,5 %) ähnlich frequent wie das Lemma *Frau*. Nach den Lemmata *Frau* und *Paar* bricht die Frequenz um die Hälfte ein, wie es die Zipfsche Verteilung von Frequenzen erwarten lässt (Zipf 1968[1935]; 1972[1949]): Die Lemmata *Ehe* und *Ehepaar* sind mit 31 und 19 Belegen weit weniger frequent als das Lemma *Paar*. *Name* ist kein Lemma, sondern bezeichnet alle Eigennamen, die im Korpus vorkamen. Die 39 Namen entfallen ungefähr hälftig auf Frauen und Männer. Bei *Kein Bezugswort* waren die Belege entweder substantiviert (*Sollen auch geringverdienende Kinderlose Subventionen für das Downshifting erhalten?*, 24.4.2015) oder aus dem Kontext kein Bezugswort zu erkennen (*Getrieben von Unruhe, bindungslos, kinderlos*, 7.5.2009). Alle Belege ohne Bezugswort gehören der Kategorie MENSCH an.

Auch der Blick auf die weniger frequenten Lemmata ist interessant, da sich hier das Lemma *Akademikerin* mit immerhin acht Belegen findet. Das Lemma *Akademiker*, das sich auch als generisch intendiert analysieren lässt, findet sich hier hingegen nicht. Hier deutet sich bereits an, dass gebildete Frauen mit Kinderlosigkeit verbunden werden. Diese Verbindung wird auch in der Analyse der Verwendungskontexte deutlich werden, da gebildete Frauen in Statistiken zu Kinderlosigkeit häufig als gesonderte Gruppe verhandelt werden, wie bereits Schmitt/ Winkelmann (2005) feststellten.

Insgesamt gibt der Blick auf Lemmata einen Hinweis darauf, dass Kinderlosigkeit eher mit Frauen verbunden wird als mit Männern: Während das Lemma *Frau* 16 % der Belege ausmacht, kommt das Lemma *Mann* nur auf 4 % der Belege. Im folgenden Teilkapitel wird die Häufigkeit der einzelnen Bezugswortkategorien betrachtet.

3.2 Häufigkeit der einzelnen Bezugswortkategorien

Abbildung 2 zeigt die Häufigkeit der einzelnen Bezugswortkategorien. Das Ergebnis der Lemma-Analyse bestätigt sich: Es ist deutlich zu erkennen, dass die Kategorie FRAU am häufigsten vorkommt.

Wie bereits in Kapitel 2 beschrieben, enthält die Kategorie FRAU nicht nur Belege mit dem Lemma *Frau*, sondern alle Belege, in denen *kinderlos* in

Bezug auf Frauen genutzt wurde. Dazu zählen Bezugswörter wie *Politikerin*, *Akademikerin* und *Anwältin* sowie Eigennamen wie z. B. Angela Merkel. Mit 187 Belegen macht die Kategorie FRAU 33 % der Belege aus. Die Kategorie MANN ist hingegen lediglich die vierthäufigste Kategorie und mit 90 Belegen (16 %) ungefähr halb so häufig vertreten wie die Kategorie FRAU. Auch für die Kategorie MANN wurden alle Belege gezählt, in denen *kinderlos* in Bezug auf Männer genutzt wurde.

Die einzige Kategorie, die seltener vorkommt als die Kategorie MANN, ist die Kategorie ABSTRAKTUM, die lediglich 13 Belege ausmacht.

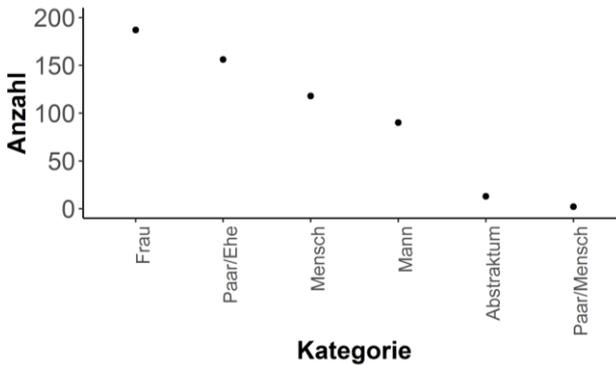


Abbildung 2: Häufigkeit der Bezugswortkategorien

Zwischen den Kategorien FRAU und MANN reiht sich als zweithäufigste Kategorie PAAR/EHE ein, die mit 156 Belegen (28 %) ähnlich frequent ist wie die Kategorie FRAU. Ebenso frequenter als die Kategorie MANN ist die Kategorie MENSCH mit 118 Belegen (21 %).⁷

⁷ Hinter PAAR/MENSCH verbirgt sich nur ein einziger Beleg. Dieser lautet *Verheiratete Paare mit Kindern sind zufriedener mit ihrem Leben als kinderlose Paare und Singles* (2.8.2017). In diesem Beleg ist aufgrund der Reihung der Bezugswörter sowohl eine Referenz auf die Kategorie PAAR/EHE (*Paare*) als auch auf die Kategorie MENSCH (*Singles*) zu erkennen. Daher wurde der Beleg beiden Kategorien zugeordnet.

Schon diese sehr grobe Analyse zeigt deutlich, dass Kinderlosigkeit eher mit Frauen verbunden wird als mit Männern: Die Kategorie FRAU kommt doppelt so häufig vor wie die Kategorie MANN. Dabei ist die Kategorie FRAU sogar häufiger als die Kategorie EHE und die allgemeine Kategorie MENSCH.

Im Folgenden wird auf die Kategorien FRAU und MANN fokussiert, um Unterschiede in der Konzeptualisierung von kinderlosen Frauen und Männern zu untersuchen.

3.3 Verwendungskontexte der Kategorien FRAU und MANN

Tabelle 1 zeigt die spezifische und generische Verwendung der beiden Kategorien. Es fällt auf, dass die Kategorien ähnlich häufig spezifisch genutzt werden: 75 Belege der Kategorie FRAU und 68 Belege der Kategorie MANN drehen sich um konkrete Personen. Die Kategorie FRAU wird jedoch weitaus häufiger generisch verwendet als die Kategorie MANN.

	FRAU	MANN
generisch	112	22
spezifisch	75	68

Tabelle 1: Verwendungskontexte der Kategorien FRAU und MANN

Die generische Verwendung der Kategorie FRAU mit dem Adjektiv *kinderlos* lässt darauf schließen, dass das Konzept KINDERLOSIGKEIT eher mit dem Konzept FRAU als mit dem Konzept MANN verbunden wird. Daher ist ein generischer Zugriff auf kinderlose Frauen eher möglich als auf kinderlose Männer. In den generischen Belegen werden Frauen bspw. gezählt (siehe Kontext STATISTIK), in Kontrast zu Müttern gesetzt (siehe Kontext VERGLEICH sowie Beispiel 1) und als karrierefokussiert charakterisiert (siehe Kontext KARRIERE sowie Beispiel 2). Zudem wird Kinderlosigkeit bei Frauen mit Feigheit (siehe Beispiel 1) und Versagen (siehe Beispiel 2), aber auch mit Freiheit (siehe Beispiel 3) in Verbindung gebracht.

- (1) Sie können ihrerseits **kinderlosen** Karrierefrauen vorwerfen, dass die wohl zu feige sind, sich dieser Herausforderung zu stellen, und deshalb vom Glück der Elternschaft reden wie Blinde von der Farbe (3.2.2011).
- (2) Andere **kinderlose** Frauen haben das Gefühl, versagt zu haben (9.4.2013).
- (3) Frauen können nach den Sternen greifen, solange sie **kinderlos** sind (14.8.2008).

Auffällig ist zudem, dass auch über spezifische Frauen mit generischem Zugriff gesprochen werden kann: In Beispiel (4) wird über eine konkrete Person gesprochen und deren Fähigkeit, eine gute Familienministerin zu sein, diskutiert. Allerdings wird nicht auf sie spezifisch referiert (z. B. mithilfe eines Definitartikels: *die kinderlose 33-Jährige*), sondern generisch auf sie Bezug genommen. Dies geschieht über den Indefinitartikel *eine*, mit dem sie als Vertreterin der Gruppe der 33-jährigen kinderlosen Frauen identifiziert wird.

- (4) Kann eine **kinderlose** 33-Jährige eine gute Familienministerin sein? (18.11.2010)

Durch den generischen Zugriff entsteht der Eindruck, dass nicht die persönlichen Eigenschaften der Person entscheiden, ob sie sich als Familienministerin eignet, sondern die Zugehörigkeit zur Gruppe der 33-jährigen kinderlosen Frauen. Die Eigenschaft, kinderlos zu sein, scheint die Kompetenzen für das Ministerialamt dabei in Frage zu stellen.

Die Häufigkeit der generischen Verwendung sowie der generische Zugriff auf konkrete Personen geben somit einen Hinweis darauf, dass Kinderlosigkeit und Frauen miteinander verbunden werden und sie daher – anders als kinderlose Männer – als eine Diskursentität konstruiert werden. Aufgrund dieser Konstruktion können kinderlosen Frauen pauschal Eigenschaften wie Feigheit und Verzweiflung zugesprochen sowie Fähigkeiten abgesprochen werden wie bpsw. die Fähigkeit, ein

Familienministerium oder die Regierung gut zu führen. Eine solche Charakterisierung findet sich für kinderlose Männer nicht.

Die Konstruktion kinderloser Frauen als Diskursentität beobachten auch Schmitt/Winkelmann (2005). Sie wird zudem in der genaueren Analyse der Verwendungskotexte deutlich werden, in denen kinderlose Frauen als statistische Entität weitaus prominenter sind als kinderlose Männer.

In den folgenden Kapiteln werden die Verwendungskotexte, in denen die Kategorien FRAU und MANN auftauchen, vorgestellt. Die Reihenfolge orientiert sich an der Häufigkeit der Verwendungskotexte innerhalb der Kategorie FRAU. Insgesamt konnten elf Belege keiner der vorgestellten Kotexte zugewiesen werden, diese werden dementsprechend im Folgenden nicht näher betrachtet. Im Anschluss an die Vorstellung erfolgt die statistische Analyse mittels Conditional Inference Tree und Random Forest.

3.3.1 Beschreibung und Lebensgeschichte

Der Kotext BESCHREIBUNG stellt einen der häufigsten Kotexte dar: Die Kategorien FRAU und MANN finden sich in diesem Kotext ungefähr gleich häufig (Kategorie FRAU 41-mal, Kategorie MANN 42-mal). Der Kotext LEBENSGESCHICHTE ist dagegen mit acht Belegen für die Kategorie FRAU und vier für die Kategorie MANN weit weniger gut vertreten. Aufgrund der geringen Belegzahl kann hier keine Aussage über die Distribution der Kategorien gemacht werden.

Die Kotexte werden gemeinsam vorgestellt, da sie ähnlich gelagert sind: In beiden Kotexten wird eine Person als kinderlos beschrieben. BESCHREIBUNG bezieht sich dabei auf heute lebende Personen, siehe Beispiel (5). LEBENSGESCHICHTE umfasst Romanfiguren und historische Persönlichkeiten, siehe Beispiel (6).

- (5) Er ist in vierter Ehe **kinderlos** verheiratet und zweimal wegen Drogenmissbrauchs vorbestraft. (9.3.2012)
- (6) Nicht wie Elisabeth I. in England, die **kinderlos** blieb, oder Katharina die Große, die nicht wirklich als keusch galt. (21.3.2017)

3.3.2 STATISTIK

Der Kontext STATISTIK bezieht sich auf Statistiken zur Anzahl von kinderlosen Menschen innerhalb eines Landes. Hier zeigt sich ein großer Unterschied in der Häufigkeit der Kategorien: Die Kategorie FRAU ist insgesamt 41-mal vertreten, die Kategorie MANN hingegen nur einmal. Die folgenden Beispiele (7) bis (9) können als beispielhaft für den Kontext STATISTIK gesehen werden:

- (7) Die meisten **kinderlosen** Frauen leben demnach in Hamburg, wo fast jede dritte **kinderlos** ist. (7.11.2013)
- (8) Je nach Statistik liegt der Anteil der **kinderlosen** Akademikerinnen bei rund 30 Prozent. (28.2.2008)
- (9) 75 Prozent der von Henn befragten Führungsfrauen sind **kinderlos**. (10.2.2012)

Auffällig ist hierbei, dass nicht nur kinderlose Frauen im Allgemeinen in den Fokus gerückt werden, sondern auch Frauen mit hohem Bildungsgrad (*Akademikerinnen*) und beruflich erfolgreiche Frauen (*Führungsfrauen*): 16 der 41 Belege verbinden Kinderlosigkeit bei Frauen mit Bildung oder Karriere. Diese Beobachtung deckt sich mit den Beobachtungen von Schmitt/Winkelmann (2005).

Der einzige Beleg der Kategorie MANN in diesem Kontext nimmt nicht nur Bezug auf die Kategorie MANN, sondern erwähnt auch Frauen, siehe Beispiel (10):

- (10) [Wie eine Streitschrift feststellt, ist ein Viertel aller Männer mit 49 Jahren **kinderlos**, aber nur 16 Prozent der gleichaltrigen Frauen. (4.12.2014)]

In den Belegen zur Kategorie FRAU werden Männer hingegen nicht erwähnt. Wie bereits bei Schmitt/Winkelmann (2005) zeigt sich auch hier, dass allein kinderlose Frauen als statistische Entität im öffentlichen Diskurs erfasst werden, obwohl Statistiken zu kinderlosen Männern als

sinnvoller Vergleichspunkt genutzt werden könnten, da auch sie zum Kinderbekommen beitragen. Zudem zeigt sich für die Kategorie FRAU eine deutliche Verknüpfung von Kinderlosigkeit mit Bildung und Karriere.

3.3.3 VERGLEICH

Der Kotext VERGLEICH wird annotiert, wenn eine Personengruppe mit kinderlosen Frauen bzw. Männern verglichen wird. Hierbei werden meist Vergleiche zwischen Müttern bzw. Vätern und Kinderlosen angestellt. Insgesamt lassen sich 29 Vergleichskotexte für die Kategorie FRAU finden. 26 davon sind Vergleiche kinderloser Frauen mit Müttern, siehe Beispiele (11) und (12).

- (11) Wegen des "Karriereknicks" in der Erziehungsphase erzielen Frauen mit Kindern weniger als die Hälfte des Lebenseinkommens einer **kinderlosen** Frau. (27.4.2011)
- (12) Leadsom hatte am Wochenende für Empörung gesorgt, als sie suggerierte, sie als Mutter wäre für das Land eine bessere Regierungschefin als ihre **kinderlose** Konkurrentin. (11.7.2016)

Beispiel (11) vergleicht das Einkommen von kinderlosen Frauen und Müttern. Dies ist kein seltener Vergleich: Acht der 26 Belege beziehen sich auf Nachteile von Müttern gegenüber kinderlosen Frauen im Berufsleben.

Auch Beispiel (12) ist kein Einzelfall. Hier findet strenggenommen kein Vergleich statt, sondern es wird eine Opposition zwischen Müttern und kinderlosen Frauen aufgebaut. In diesem Fall spricht eine Mutter der politischen Konkurrentin aufgrund ihrer Kinderlosigkeit die Fähigkeit ab, Regierungschefin zu werden. Wie bereits in der Analyse der generischen Verwendungen der Kategorie FRAU werden auch hier kinderlose Frauen als Diskursentität konstruiert. Ähnlich wie in Beispiel (4) wird auch in Beispiel (12) einer kinderlosen Frau aufgrund ihrer Kinderlosigkeit die Fähigkeit abgesprochen, eine gute Regierungschefin zu sein.

Für die Kategorie MANN ist der Kontext VERGLEICH weit weniger prominent. Nur sieben Belege finden sich hier, sechs davon sind Vergleiche zwischen kinderlosen Männern und Vätern. Anders als bei der Kategorie FRAU finden sich hier jedoch keine Vergleiche hinsichtlich der Karriere und des Einkommens. Die Vergleiche sind zudem sehr viel heterogener, wie die Beispiele (13) bis (15) zeigen:

- (13) Von **kinderlosen** Männern hingegen haben 79 Prozent eine volle Stelle – aber 91 Prozent der Väter. (28.11.2013)
- (14) Und sie leben auch gesünder als ihre **kinderlosen** Kumpels. (1.4.2015)
- (15) Die durchschnittliche Wochenarbeitszeit von Vätern ist der Analyse zufolge über die gesamte Dauer ihres Erwerbslebens hinweg höher als die ihrer **kinderlosen** Geschlechtsgenossen. (14.12.2011)

Zwar werden auch hier innerhalb des Berufs Vergleiche angestellt, jedoch fällt der Vergleich nicht zuungunsten der Väter aus. Zudem scheinen Väter und kinderlose Männer – anders als Mütter und kinderlose Frauen – nicht als konkurrierende Gruppen konstruiert zu werden.

3.3.4 ABWEICHUNG und WEIBLICHE ROLLEN

Die Kontexte ABWEICHUNG und WEIBLICHE ROLLEN werden gemeinsam diskutiert, da in beiden Kontexten die Rollenerwartung der Frau als Mutter deutlich wird. In den Kontext ABWEICHUNG wurden Belege einsortiert, die Kinderlosigkeit als eine Abweichung benennen oder dies implizieren, siehe Beispiele (16) bis (18).

- (16) Sie ist **kinderlos** geblieben und hat das nie bedauert. (12.4.2012)
- (17) Sie habe sich oft rechtfertigen müssen wegen ihrer Entscheidung, **kinderlos** zu bleiben. (24.4.2008)

- (18) Die Aussage dürfte unmittelbar auf May abgezielt haben, die **kinderlos** ist, und von der Leadsom im selben Interview sagte, dass sie darüber vermutlich "sehr sehr traurig" sei. (10.7.2016)

In Beispiel (16) wird die Abweichung angedeutet: Die Aussage *Sie ist kinderlos geblieben* scheint nach Ansicht des_der Autor_in ein Bedauern zu implizieren, weswegen die Implikatur durch *und hat das nie bedauert* aufgelöst wird. In Beispiel (17) ist durch den Verweis auf die Rechtfertigung die Wahrnehmung als Abweichung noch deutlicher. Beispiel (18) zeigt eine eindeutige Konstruktion als Abweichung, indem einer kinderlosen Frau Traurigkeit über die Kinderlosigkeit unterstellt wird.

Der Kontext WEIBLICHE ROLLEN umfasst Kontexte, in denen Kinderlosigkeit von Frauen als Kontrast zu (konservativen sowie Mainstream-) Vorstellungen von Weiblichkeit konstruiert oder dies impliziert wird, siehe Beispiel (19) und (20).

- (19) Die unverheiratet ist und **kinderlos**, aber von außen ganz nach der guten, alten Strauß-Stoiber-Söder-Welt aussieht. (18.10.2012)
- (20) Als alleinstehende, **kinderlose** Frau, die nicht in einem Kloster lebt, war es für Annette Schavan lange nicht einfach, in der Kirche überhaupt akzeptiert zu werden. (6.2.2014)

In beiden Beispielen wird die Kinderlosigkeit als ein Widerspruch zu einem konservativen Weltbild gesetzt (*Strauß-Stoiber-Söder Welt, Kirche*), das über weibliche Rollenvorstellungen vermittelt wird: Frauen sind verheiratet und haben Kinder, wenn sie keine Kinder haben, sind sie Nonnen.

Insgesamt entfallen 14 Belege der Kategorie FRAU auf ABWEICHUNG und elf auf WEIBLICHE ROLLEN. Die Kategorie MANN kommt nur auf fünf Belege im Kontext ABWEICHUNG. Zwei der Belege diskutieren neben kinderlosen Männern als Abweichung zusätzlich kinderlose Frauen als solche, siehe Beispiel (21). Die anderen Belege beziehen sich auf eine konkrete Berufsposition, die für kinderlose Männer gesellschaftlich

ausgeschlossen ist (siehe Beispiel 22), oder inszeniert kinderlose Männer als scheinbare Abweichung (siehe Beispiel 23). Eine Referenz auf männliche Rollen in Bezug auf Kinderlosigkeit wurde im Korpus nicht gefunden.

- (21) "Frauen **ohne Kinder** und - noch stärker - **kinderlose** Männer finden, der kommenden Generation sollten Kinder wichtiger sein, als sie ihnen selbst waren", schrieb die wissenschaftliche Leiterin der Studie, Jutta Allmendinger, in einem Beitrag für die am Donnerstag erscheinende Wochenzeitung "Die Zeit". (7.9.2016)
- (22) In den USA oder der Türkei wäre ein **kinderloser** Regierungschef völlig undenkbar. (4.8.2010)
- (23) Wir möchten hinzufügen: Vielleicht doch eher Tradition als Modernität, man fühlt sich darin wie, sagen wir, Steve McQueen in den sechziger Jahren, als man noch lässig sein durfte als Mann und **kinderlos**, fernab all der biedereren biopolitischen Familienpropaganda. (3.7.2008)

Beispiel (22) erinnert zunächst an Beispiel (12), in dem May als kinderloser Frau die Fähigkeit abgesprochen wird, eine gute Regierungschefin zu sein. Beispiel (22) ist jedoch anders gelagert, da es hier nicht um die Fähigkeit geht, Regierungschef zu sein, sondern generell um die Möglichkeit, dass jemand, der kinderlos ist, Regierungschef wird.⁸

Beispiel (23) impliziert, man dürfe heute als Mann nicht mehr kinderlos sein. Wie die bisherige Auswertung jedoch mehr als deutlich macht, wird Kinderlosigkeit bei Männern im Diskurs kaum thematisiert, sodass man hier m. E. allenfalls von einer inszenierten Abweichung sprechen kann. Während sich in Bezug auf kinderlose Frauen mehr oder weniger subtile

⁸ Beispiel 22 lässt sich auch als generisches Maskulinum interpretieren. Da in der Türkei nur eine Frau das Amt des Regierungschefs und in den USA nur Männer dieses Amt eingenommen haben, ist das Amt mit Männern assoziiert. Daher habe ich den Beleg dennoch zur Kategorie MANN gezählt.

Verweise auf eine Betrachtung als Abweichung finden (wie etwa in Beispiel 17), ist dies in Bezug auf kinderlose Männer nicht der Fall.

3.3.5 KINDERWUNSCH und ADOPTION

Überraschend abgeschlagen finden sich die Kotexte KINDERWUNSCH und ADOPTION. Mit KINDERWUNSCH wurden Kotexte annotiert, in denen Kinderwünsche entweder generell (siehe Beispiel 24) oder in Bezug auf künstliche Befruchtung (siehe Beispiel 25) diskutiert werden. Der Kotext ADOPTION umfasst Adoptionen (siehe Beispiel 26) und metaphorische Adoptionen wie in Beispiel (27), in dem Lukas Podolski als Ersatzsohn für Jogi Löw bezeichnet wird.

- (24) Mehr **kinderlose** Männer als je zuvor möchten eine Familie gründen. (19.2.2019)
- (25) Doch vor 30 Jahren gelang deutschen Reproduktionsärzten erstmals, wofür jahrzehntelange Forschung nötig gewesen war: Sie erfüllten einen Hoffnungsschimmer für viele ungewollt **kinderlosen** Frauen. (16.4.2012)
- (26) Tatsächlich hatte sich der bürgerliche Ribbentrop 1925 von einer nobilitierten und **kinderlosen** Tante adoptieren lassen – gegen eine lebenslange Rente von monatlich 450 Reichsmark – und so das Adelsprädikat erworben. (27.6.2013)
- (27) Podolski ist so etwas wie der Ersatzsohn des **kinderlosen** Bundestrainers Jogi Löw. (30.4.2012)

Der Kotext KINDERWUNSCH kommt achtmal in der Kategorie FRAU vor und zweimal in der Kategorie MANN. Bei der Kategorie MANN geht es in beiden Belegen generell darum, ob kinderlose Männer Väter werden wollen. Der Kotext ADOPTION ist mit fünf Belegen in der Kategorie FRAU und drei in der Kategorie MANN insgesamt ein seltener Kotext.

3.3.6 KARRIERE und FINANZEN

Die Kotexte KARRIERE und FINANZEN sind eng verzahnt, sodass auch diese zusammen diskutiert werden. Der Kotext KARRIERE wurde annotiert, wenn Kinderlosigkeit und Karriere verbunden wurden, siehe Beispiel (28). Dementsprechend wurde bei dem Kotext FINANZEN vorgegangen, siehe Beispiel (29). Wenn in einem Beleg zu Karriere oder Finanzen ein expliziter Vergleich zwischen Kinderlosen und Eltern vorgenommen wurde, wurde stattdessen der Kotext VERGLEICH (siehe Kapitel 3.3.3) annotiert.

- (28) Viele Frauen, die heute an der Spitze stehen, sind **kinderlos**, sie tragen Hosenanzüge und praktische Frisuren. (23.1.2014)
- (29) Es kann doch nicht sein, dass die Rente der **kinderlosen**, halbtagsarbeitenden Arztgattin mit der Lebensleistungsrente genauso aufgewertet wird wie die der alleinerziehenden Mutter. (11.1.2013)

In Beispiel (28) werden kinderlose Frauen in Führungspositionen in die Nähe von Männern gerückt, indem sie mit männlich assoziiertem Erscheinen (*Hosenanzüge*) verknüpft werden. Beispiel (29) erläutert die Folgen des Ehegattensplittings. Dies ist auch der Grund, weswegen der Beleg nicht in den Kotext VERGLEICH sortiert wurde: Im Beleg geht es nicht um einen Vergleich der Finanzen von Kinderlosen und Eltern per se, sondern darum, welche finanziellen Auswirkungen das Ehegattensplitting auf verschiedene Bevölkerungsgruppen hat.

Der Kotext KARRIERE hat zehn Belege in Bezug auf die Kategorie FRAU, aber keine einzigen in Bezug auf die Kategorie MANN. Männer, die Karriere machen, werden also nicht mit Kinderlosigkeit in Verbindung gebracht. Der Kotext FINANZEN ist mit drei Belegen in der Kategorie FRAU und einem in der Kategorie MANN weitaus seltener. Dies liegt u. a. daran, dass Finanzen sich auch im Kotext VERGLEICH finden. Zudem sind im Kotext FINANZEN die Folgen des Ehegattensplittings oft vertreten, die in Bezug auf die Kategorie PAAR/EHE prominenter diskutiert werden.

3.3.7 META

Der Kotext META ist einer der spannendsten Kotexte: Hier wird ein Metakommentar zu Kinderlosigkeit in Berichterstattungen gegeben. Im Kotext META wird bspw. angesprochen, dass kinderlose Frauen in Statistiken auftauchen, während dies bei kinderlosen Männern nicht der Fall ist, siehe Beispiel (30).

- (30) Aber eine gründliche Befragung zur Kinderlosigkeit von Männern gibt es vor allem deshalb nicht, weil der **kinderlose** Mann im Gegensatz zur **kinderlosen** Frau keine Sozialfigur ist, an der andere sich pausenlos abarbeiten dürfen. (13.3.2014)

Zudem wird die Erfassung kinderloser Frauen kritisch gesehen (*an der sich alle pausenlos abarbeiten dürfen*). Neben dieser expliziten Einordnung qua Statistiken finden sich die Feststellungen, dass kinderlose Frauen gegen die Normvorstellung der Frau als Mutter ankämpfen müssen, siehe Beispiel (31) und (32):

- (31) Frauen, die anders leben wollen, **kinderlose**, männerlose Frauen, Mütter, die viel arbeiten, müssen sich von dieser Vorstellung heute noch abgrenzen. (31.10.2012)
- (32) Der Vegetarier ist gesellschaftlich so akzeptiert wie die **kinderlos** lebende Frau. (14.8.2013)

Wenig überraschend ist im Kotext META vor allem die Kategorie FRAU vertreten (sieben Belege). Nur zwei der Belege drehen sich um Männer, wobei hier auch kinderlose Frauen verhandelt werden, da diese Belege darauf hinweisen, dass allein kinderlose Frauen eine statistische Entität darstellen, aber kinderlose Männer nicht.

Auch wenn der Kotext META nur wenige Belege enthält, verdeutlicht er, dass die ungleiche Darstellung kinderloser Frauen und Männer sowie deren (Nicht-)Berücksichtigung in Statistiken kritisch reflektiert wird.

3.3.8 ERB(FOLG)E

Unter diesem Kontext wurden alle Belege gefasst, die sich um das Erben (siehe Beispiel 33) oder die Erbfolge eines Titels drehen (siehe Beispiel 34). Auch metaphorische Verwendungen wurden hierunter gefasst, siehe Beispiel (35), in dem Nolde als *kinderlos* und *schülerlos* bezeichnet wird, sodass er sein künstlerisches Erbe nicht weitergeben kann.

- (33) Der **kinderlose** Gerd Bucerus hatte verfügt, dass die beiden Herausgeber Helmut Schmidt und Marion Gräfin Dönhoff einem etwaigen Verkauf des Zeitverlags zustimmen müssen. (12.11.2015)
- (34) Er stand dem Königsthron am nächsten, wenn, wie zu befürchten stand, die eigenen Söhne **kinderlos** bleiben sollten. (12.5.2010)
- (35) Nolde blieb **kinderlos**, ohne Nachfolger, ohne Schüler, ohnehin ein Einzelgänger zeitlebens, und man sagt, er habe strahlende, leuchtende blaue Augen gehabt, die so empfindlich waren, dass es in den merkwürdig kleinen Wohn-, Ess- wie Schlafzimmern nur indirektes Licht aus halb versteckten Quellen gab. (10.3.2011)

Der Kontext ERB(FOLG)E ist der einzige, in dem die Kategorie MANN mit 24 häufiger vorkommt als die Kategorie FRAU, die nur mit zwei Belegen vertreten ist. Dies ist mit der patriarchalen Struktur des Erbens leicht erklärt. Anhand der Kontexte lässt sich somit festhalten, dass Kinderlosigkeit für Männer nur in Bezug auf Erben thematisiert wird.

3.3.9 Statistische Analyse: Conditional Inference Tree und Random Forest

Abschließend soll die Analyse der Kontexte statistisch ausgewertet werden. Hierbei wird auf die Methode der Conditional Inference Trees und Random Forests zurückgegriffen. Conditional Inference Trees eignen sich, um den Einfluss einzelner Faktoren auf eine Verteilung zu ermitteln. Sie

basieren auf einem Permutationsverfahren. Die Permutation ermöglicht es, ein zufälliges Muster zu erstellen, das auf den tatsächlichen Daten basiert. Die zufälligen Daten werden dann mit den tatsächlichen Daten verglichen. Wenn wir also vermuten, dass bestimmte Kotexte häufiger in der Kategorie FRAU vorkommen als in der Kategorie MANN, wird zunächst die Variable KOTEXT in den echten Daten permutiert, um ein zufälliges Muster zu generieren, siehe Tabellen 2 und 3.

Kate- gorie	Kotext	Ver- wen- dung
MANN	ERB- FOLGE	spe- zi- fisch
FRAU	ABWEI- CHUNG	ge- ne- risch
FRAU	STATIS- TIK	ge- ne- risch
MANN	ERB- FOLGE	spe- zi- fisch
MANN	ABWEI- CHUNG	ge- ne- risch
FRAU	KINDER- WUNSCH	spe- zi- fisch

Tabelle 2: Tatsächliche Daten

Kategorie	Kotext	Verwendung
MANN	KINDERWUNSCH	spezifisch
FRAU	ERBFOLGE	generisch
FRAU	ABWEICHUNG	generisch
MANN	ABWEICHUNG	spezifisch
MANN	STATISTIK	generisch
FRAU	ERBFOLGE	spezifisch

Tabelle 3: Permutierte Daten

Nun wird das zufällige Muster mit den tatsächlichen Daten verglichen, um zu überprüfen, ob der Zufall die Kategorie besser vorhersagt als die tatsächlichen Daten (Levshina 2015: 291–292). Außerdem wird ermittelt, welche Variable (wie bspw. der Kotext ABWEICHUNG) die Daten am besten vorhersagt. Die Daten werden dann anhand dieser Variable geteilt und anschließend innerhalb der übrig gebliebenen Daten getestet, welche Variable die Verteilung nun am besten umfasst. Der Vorgang wird so lange wiederholt, bis die tatsächlichen Daten nicht mehr signifikant bessere Voraussagen treffen können als die zufälligen Daten (Levshina 2015: 291–292).

An den Enden eines Conditional Inference Trees befinden sich jeweils Abbildungen, die zeigen, wie wahrscheinlich eine bestimmte Ausprägung (bspw. die Kategorie MANN) für den jeweiligen Astabschnitt ist. Erstellt man viele Conditional Inference Trees, entsteht ein Random Forest. Mit ihm lässt sich überprüfen, ob die Einflussfaktoren über mehrere zufällig erstellte Bäume hinweg auftreten (Levshina 2015: 291–292).

Als mögliche Einflussfaktoren auf das Vorkommen der Kategorien FRAU und MANN wurden der Kotext, die Verwendung (spezifisch vs. generisch) sowie die Stellung des Adjektivs einbezogen. Da die Analyse nur Belege umfasst, in denen *kinderlos* vorkommt, macht die sie keine Aussage über die Wahrscheinlichkeit, mit der die Kategorie FRAU oder MANN in Verbindung mit *kinderlos* genutzt wird, sondern nur über die Wahrscheinlichkeit, mit der bestimmte Kontexte auftauchen, wenn die Kategorie FRAU oder MANN in Verbindung mit *kinderlos* genutzt wird.

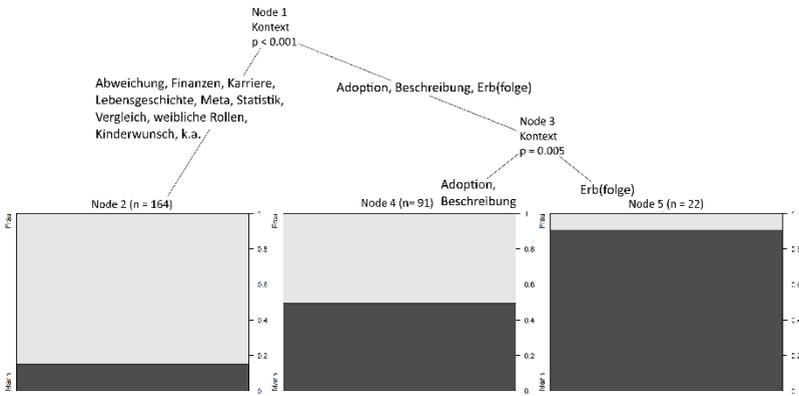


Abbildung 3: Conditional Inference Tree für die Verteilung der Kategorien FRAU und MANN

Der Baum wurde so berechnet, dass nur Merkmalsausprägungen, die mehr als 20 Belege aufweisen, gruppiert werden, um signifikante, aber geringfügige und daher unwichtige Effekte zu vermeiden. Abbildung 3 zeigt den Conditional Inference Tree. Die Verwendung (generisch vs. spezifisch) und die Stellung des Adjektivs scheinen keinen Einfluss auf die Verteilung zu haben, allein die Kotexte beeinflussten das Vorkommen der Kategorien. Dies wird durch den Random Forest bestätigt, bei dem nur der Kotext mit $C = 0,6$ über dem Zufallslevel von $0,5$ liegt; die anderen Werte liegen bei $C = 0,02$ (generisch vs. spezifisch) und $C = 0,008$ (Stellung).

Im Baum zeigt sich deutlich, dass für alle Kotexte außer den Kotexten ADOPTION, BESCHREIBUNG und ERBE die Kategorie FRAU mit $0,85$ weitaus wahrscheinlicher ist als die Kategorie MANN. Dieser Einschätzung liegen 191 Belege zugrunde. Bei den Kotexten ADOPTION und BESCHREIBUNG ist die Wahrscheinlichkeit für beide Kategorien gleich hoch. Der Kotext ERB(FOLG)E ist der einzige Kotext, bei dem die Kategorie MANN mit $0,9$ deutlich wahrscheinlicher ist als die Kategorie FRAU. Dieser Kotext bildet mit 22 Belegen auch den Ast mit den geringsten Belegen. Die qualitative Analyse wird somit durch die statistische Auswertung gestützt.

4 Fazit

Die Untersuchung zeigt deutlich, dass sich in den Verwendungskotexten des Adjektivs *kinderlos* M/Othering niederschlägt. Dies ist zunächst rein quantitativ zu beobachten: Sowohl das Lemma *Frau* als auch die Kategorie FRAU machen jeweils die häufigste Instanz aus. Das Lemma *Mann* und die Kategorie MANN sind dagegen weit abgeschlagen: Während die Belege für das Lemma *Frau* 16,4 % und für die Kategorie FRAU 33 % ausmachen, entfallen lediglich 4 % der Belege auf das Lemma *Mann* und 16 % der Belege auf die Kategorie MANN.

Dieses rein quantitative Bild wird durch einen Blick auf die generische und spezifische Referenz innerhalb der Belege gestärkt: In der spezifischen Referenz ist kein Unterschied zwischen den Kategorien festzustellen, jedoch in der generischen Referenz. Hier ist die Kategorie FRAU weit häufiger als die Kategorie MANN. Dies lässt darauf schließen, dass kinderlose Frauen als Diskursentität konstruiert und wahrgenommen werden, kinderlose Männer aber nicht. Insbesondere die Referenz auf eine spezifische Frau qua generischer Zuschreibung zu der Gruppe kinderloser Frauen stützt diesen Befund.

Zusätzlich deuten die induktiv ermittelten Kotexte auf ein M/Othering hin: Die Kategorie MANN ist nur im Kotext ERB(FOLG)E häufiger vertreten als die Kategorie FRAU. Verweise auf M/Othering lassen sich insbesondere in den Kotexten STATISTIK, ABWEICHUNG, VERGLEICH und KARRIERE finden: In den Statistiken werden kinderlose Frauen häufig als problematisch (für das Bevölkerungswachstum) dargestellt. Als Erklärung für Kinderlosigkeit werden Bildung und Karriere angeführt und auf finanzielle Nachteile von Müttern gegenüber kinderlosen Frauen verwiesen. Dieser Befund deckt sich mit der Studie von Schmitt/Winkelmann (2005). Die Verbindung von Kinderlosigkeit und Karriere wird auch außerhalb des Kotexts STATISTIK gemacht, wie der Kotext KARRIERE deutlich zeigt. Zudem ist anhand des Kotexts VERGLEICH festzustellen, dass kinderlose Frauen und Mütter (vor allem in Bezug auf Finanzen) miteinander verglichen und in Opposition zueinander gesetzt werden. Die Problematisierung der Kinderlosigkeit findet hierbei ausschließlich in Bezug auf

Frauen statt. Für Männer ist Kinderlosigkeit hingegen nur relevant, wenn es um den Kotext ERB(FOLG)E geht, da hier andere Erben als die nicht vorhandenen Kinder gesucht werden müssen.

Die Kotexte ABWEICHUNG und weibliche Rollen verdeutlichen, wie eng Frausein an Mutterschaft geknüpft ist: Kinderlose Frauen widersprechen diesem Bild und werden daher als Abweichung konstruiert. Kinderlose Männer hingegen nicht, auch wenn Männer für den Bevölkerungswachstum genauso verantwortlich sind. Der Kotext META zeigt, dass dieses Bild durchaus im Diskurs reflektiert wird. Zudem finden sich einige Belege im Kotext STATISTIK, die einen kritischen Umgang mit der Problematisierung von kinderlosen Frauen erkennen lassen.

Die qualitative Analyse wird durch die statistische Auswertung mithilfe eines Conditional Inference Trees bestätigt. Für alle Kotexte außer der Kotexte BESCHREIBUNG, ADOPTION und ERB(FOLG)E ist die Kategorie FRAU wahrscheinlicher als die Kategorie MANN. Bei den Kotexten ADOPTION und BESCHREIBUNG ist die Wahrscheinlichkeit für beide Kategorien ungefähr gleich groß. Der Kotext ERB(FOLG)E ist der einzige Kotext, in dem die Kategorie MANN wahrscheinlicher ist als die Kategorie FRAU.

Die hier vorgestellte Untersuchung kann somit zeigen, dass kinderlose Frauen als Abweichung konstruiert werden, da diese dem Rollenbild der Frau als Mutter widersprechen. Die Ergebnisse der Studie sollten in weiteren Studien mit einer größeren Datenbasis überprüft werden. Hierbei bietet sich auch eine doppelte Annotation der Gebrauchskotexte an, um die Validität der Kodierung zu überprüfen. Zusätzlich wäre es interessant, den Gebrauch von *ohne Kinder* gegenüber *kinderlos* zu vergleichen.

Korpus

Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (2018): Digitales Wörterbuch der Deutschen Sprache. Berlin.
<https://www.dwds.de/r>

Software

- Hothorn, Torsten; Hornik, Kurt; Zeileis, Achim (2006): Unbiased Recursive Partitioning: A Conditional Inference Framework. In: *Journal of Computational and Graphical Statistics* 15(3), 651-674.
- Hothorn, Torsten; Buehlmann, Peter; Dudoit, Sandrine; Molinaro, Annette; Van Der Laan, Mark (2006): Survival Ensembles. In: *Biostatistics* 7(3), 355-373.
- R Core Team (2019): R: A language and environment for statistical computing. R Foundation for Statistical Computing, Wien.
<https://www.R-project.org/>. Version 3.6.0.
- RStudio Team (2016): RStudio: Integrated Development for R. RStudio, Inc., Boston. <http://www.rstudio.com/>. Version 1.1.453
- Strobl, Carolin, Boulesteix, Anne-Laure; Zeileis, Achim; Hothorn, Torsten (2007): Bias in Random Forest Variable Importance Measures: Illustrations, Sources and a Solution. In: *BMC Bioinformatics* 8(25).
<http://www.biomedcentral.com/1471-2105/8/25>.
- Strobl, Carolin; Boulesteix, Anne-Laure; Kneib, Thomas, Augustin, Thomas; Zeileis, Achim (2008): Conditional Variable Importance for Random Forests. In: *BMC Bioinformatics* 9(307).
<http://www.biomedcentral.com/1471-2105/9/307>.
- Whickham Hadley (2017): tidyverse: Easily Install and Load the 'Tidyverse'. <https://CRAN.R-project.org/package=tidyverse>
R package version 1.2.1.
- Wickham, Hadley; Bryan, Jennifer Bryan (2019): readxl: Read Excel Files. <https://CRAN.R-project.org/package=readxl>
R package version 1.3.1.

Literatur

- Hirschauer, Stefan; Heimerl, Birgit; Hoffmann, Anika; Hofmann, Peter (2014): *Soziologie der Schwangerschaft. Explorationen pränataler Sozialität*. Stuttgart: Lucius.
- Hirschauer, Stefan (2015): *Faktoren der Gynisierung von Elternschaft*. Vortragsmanuskript.
- Kotthoff, Helga; Nübling, Damaris (2018): *Genderlinguistik. Eine Einführung in Sprache, Gespräch und Geschlecht*. Tübingen: Narr.
- Levshina, Natalia (2015): *How to do linguistics with R: Data exploration and statistical analysis*. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins.
- Nübling, Damaris (2011): *Von der 'Jungfrau' zur 'Magd', vom 'Mädchen' zur 'Prostituierten': Die Pejorisierung der Frauenbezeichnungen als Zerrspiegel der Kultur und als Effekt männlicher Galanterie?* In Jörg Riecke (ed.): *Historische Semantik. (Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte, Bd. 2)*. Berlin/New York: de Gruyter, 344-359.
- Schmitt, Christian; Winkelmann, Ulrike (2005): *Wer bleibt kinderlos? Was sozialstrukturelle Daten über Kinderlosigkeit bei Frauen und Männern verraten*. In: *Feministische Studien* 23(1): 9-23.
- Zipf, George Kingsley 1968 [1935]: *The psycho-biology of language: An introduction to dynamic philology*. Cambridge (Mass.): Massachusetts Institute of Technology.
- Zipf, George Kingsley 1972 [1949]: *Human Behavior and the principle of least effort. An Introduction to Human Ecology*. New York: Hafner Publishing Company.



University
of Bamberg
Press

Die Beiträge dieses Sammelbandes reichen von der mythischen Frühzeit Roms über Hexenverhörprotokolle des 16. und 17. Jahrhunderts bishin zu journalistischen Twitter-Bots. Was alle vereint? Sie zeigen auf, dass gesellschaftlicher Wandel Sprache verändert und Sprache gleichzeitig die Macht hat, Gesellschaft zu verändern, das Bewusstsein von Menschen zu schärfen, für Themen zu sensibilisieren oder auch von Missständen abzulenken. Wer Macht hat, kann Sprache nutzen, um noch mächtiger zu werden. „sprache macht gesellschaft“ lautete daher der Titel des Forschungskolloquiums „FORSCHende FRAUEN 2019“, in dessen Rahmen dieser Sammelband publiziert wird.

ISBN 978-3-86309-708-0



9 783863 097080

www.uni-bamberg.de/ubp/